Polem. 939 f Exauvillez

Alphons von Mirecourt,

oder:

Beseitigung der Vorurtheile gegen die Religion,

von

M. B. Exauvillez.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Franz Geiger,

Chorherrn und ehemaligem Professor der Theologie in Luzern.

(Gegenwärtige Schrift kömmt nicht in die Sammlung der Schriften des Uebersetzers.)

Luzern, 1833.

Bei Johann Martin Anich.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Versuchet und sehet, wie angenehm ist der Herr.
Psalm. 33, V. 8.

Luzern, gedruckt bei Gebrüdern Räber.

Vorwort des Uebersetzers.

Ehedem gab es nur zwei Klassen von Menschen in literarischer Hinsicht: Gelehrte und Nichtgelehrte. Die erstern waren zwar nicht außerordentlich zahlreich, aber doch ein jeder in seinem Fache gründlich. Die Nichtgelehrten hatten so viel gesunden Menschenverstand, daß sie ihre Unwissenheit in manchen Dingen einsahen, und sie den Gelehrten überließen, bei denen sie im Falle der Noth sich Raths erholten.

In unsern Tagen ist es anderst. Es hat sich zwischen obige zwei Klassen eine dritte eingeschoben, die in kurzer Zeit so zahlreich geworden ist, daß sie die beiden andern weit überflügelte. Es ist die Klasse der sogenannten Gebildeten.

Wie so viele andere Wörter ihre wahre oder alte Bedeutung verloren haben, so auch das Wort — Gebildet. Vorhin nannte man Denjenigen gebildet, der für den Beruf, oder für die Stelle, die er in der Gesellschaft bekleiden mußte, wohl unterrichtet, und dessen Herz sittlich gut erzogen war, das ist: der gelernt hat, seine Leidenschaften zu bezähmen, damit er mit Anstand in der Gesellschaft auftreten durfte. Wenn ich vom Sittlichguten rede, so verstehe ich darunter die christlich-religiöse Erziehung, ohne welche es niemals eine wahre Sittlichkeit gegeben hat, noch jemals eine geben kann. Den Menschen, dessen sittlich erzogenes Herz mit dem für seinen Standpunkt wohl unterrichteten Verstande im Einklange war, nannte man einen gebildeten Menschen.

Allein auch dieses ist in unsern Tagen ganz anderst geworden. Gebildet nennen sich Diejenigen, die in den Schulen, wie sie jetzt eingerichtet sind, allerhand Siebensachen, und wohl auch mitunter etwas

Weniges von Religion, haben lernen sollen, aber eben, weil es so vielerlei Sachen waren, von keiner etwas Gründliches erlernen konnten. In literarischer oder wissenschaftlicher Hinsicht nenne ich diese sogenannten Gebildeten — Schwimmer, die nur auf der Oberfläche sich umher bewegen, wie die schlechten Fische, die immer obenauf sind und nach Mücken schnappen. Das Bischen, so sie wissen, halten sie schon für alles Wissen; darum sprechen sie auch über Alles ab, was sie nicht verstehen. Sich ferner zu unterrichten, haben sie keine Zeit mehr, der ungeheuern Sündfluth der Zeitungen und anderer liederlichen Blätter wegen, die sie alle lesen müssen, wenn sie als Gebildete in *ihren* Gesellschaften erscheinen wollen. Ihre ganze Wissenschaft ist — Zeitungswissenschaft. Aus dieser schöpfen sie auch ihre Staatskunst, darum es auch jetzt so viele Staatskünstler gibt, die oft ihr eigenes Haus nicht zu ordnen wissen und Länder regieren wollen. Da aber die Blättlein-

schreiber selbst nur verworrene Begriffe haben, und sich bekanntermaßen auf jedem Blatte widersprechen; so ist es kein Wunder, wenn die Köpfe ihrer sogenannten gebildeten Leser ebenfalls verworren sind, und man sie sonach zu Allem gebrauchen kann, nur zum Guten nicht; denn dazu gehört ein gutes, von der Religion erleuchtetes Herz. In der Religion aber sind sie niemals gründlich unterrichtet worden; deßwegen sind sie auch Ungläubige geworden; nicht zwar daß sie wüßten, warum sie Unglaubige sind, sondern weil sie nicht wissen, warum und was sie glauben sollten. Nun ist es die Religion allein, die uns lehrt und hilft, unsere Leidenschaften zu zügeln: da aber eben die Religion bei ihnen nicht zu Hause ist, werfen sie sich in alle Ausschweifungen und Laster, und verschließen dadurch ihr Herz dem heiligen Geiste, wo also, ohne ein besonderes Wunder von oben, keine Besserung zu erwarten ist.

Was ich da mit grellen Farben und etwas rauh aufgezeichnet habe, das hat der französische Verfasser mit sanften, lieblichen Farben, und, wie die Maler sagen, in weicher Manier, zierlich vollendet. Die Charaktere sind sehr schön geschildert. Die Gründe, die darin für die Religion vorkommen, sind für den gesunden Menschenverstand vollkommen befriedigend und auf eine so naive Art angebracht, daß auch wahre Gelehrte sie mit Vergnügen lesen werden.

Für den gemeinen Mann, vorzüglich der jüngern Generation, ist diese Schrift nicht nur eine angenehme Lektüre, sondern auch ein Verwahrungsmittel gegen die sittliche Cholera, die sich von Paris aus über einen großen Theil von Europa verbreitet hat.

Wirklich ist auch diese oben geschilderte Bildung, die sie auch bisweilen Zivilisation nennen, ein französisches Produkt; und dieser Gallizismus gefiel auch in deutcher Zunge vielen Leuten. Da nun ein

Franzose von der rechten Seite den Schwimmern von der linken Seite ein so angenehmes Gegenmittel darbietet, glaubte ich keine fruchtlose Arbeit unternommen zu haben, da ich es den deutschen leichtsinnigen Nachahmern dieses Gallizismus übergebe. Ich bitte Gott, er möchte diese Schrift segnen, auf daß sie einen und andern Guten, aber vom Strome des Zeitgeistes fortgerissenen sogenannten Gebildeten, oder Verbildeten, zur Besinnung bringe, damit er aus den Irrwegen wieder einleite in den wahren Weg, der nur allein — Christus ist. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Joh. 14, 6.

Fr. Geiger.

Erster Brief.

Alphons von Mirecourt an Eduard von Boisemont.

Surville, den 15. August, 1827.

Lieber Eduard! ich versprach dir zu schreiben, und wäre ich meinem Worte untreu, so läge eine doppelte Schuld auf mir; indem ich nicht einmal Mangel an Zeit vorschützen könnte: denn leider wird mir die Zeit nur zu lange, und ich wünschte mich bald der Langweile zu entledigen. Aber dieses sage ich dir nur im Vertrauen; denn ich hasse den Undank, und würde mich selbst des Undankes schuldig machen, falls ich es laut äußern würde. Mein guter Onkel wendet alles an, um mir den Aufenthalt bei ihm angenehm zu machen; er giebt große Tafel, führt mich zu seinen Freunden in der Nachbarschaft; stellt artige Jagdparteien an; denket täglich neue Freuden für mich aus; allein was ist das alles gegen Paris. Und mit Allem dem sind wir dennoch oft allein unter vier Augen; wo du es begreifen magst, was ein ernstlicher Unterhalt eines 70jährigen Greisen für einen jungen, noch nicht 24jährigen Menschen Anzügliches habe.

Unterdessen denke dir an meinem Onkel keinen jener mürrischen und ernsthaften Alten, deren es so viele giebt, die nur immer die alten Zeiten auf Kosten der neuern anrühmen. Nein, und ich schäme mich beinahe es, nach dem, was ich zuvor meldete, zu sagen; indem es wahrlich nicht zu meinem Lobe ausfällt. Die vierzehn Tage meines hiesigen Daseins gab ich mir alle Mühe, ihn auszuspähen, ob ich nichts Linkisches oder Lächerliches an ihm entdecken könnte; allein außer einer, aus der Mode gekommenen, überspannten Frömmigkeit fand ich nichts. Kannst du es glauben, — Freitag und Samstag essen wir kein Fleisch, als wenn wir in einem Kloster wären; das wirst du doch gewiß als übertrieben finden. Seine Frömmigkeit ausgenommen, ist er übrigens, ohne seine grauen Haare beleidigen zu wollen, was man ein gutes Kind nennt. Ich bin überzeugt, daß er die Freude und Ermunterung eben so liebt, wie wir; nur Schade, daß man keine Schnacke und keine zweideutige Rede darf einfließen lassen. Er hat viel natürlichen Witz, nebst vieler Gelehrsamkeit; war viel auf Reisen, wo er in verschiedenen Gesellschaften den Menschen kennen lernte; und darum bin ich überzeugt, sein Umgang habe für einige Tage vielen Reiz. Unglücklicher Weise liebt er aber nur unschuldige Gespräche und unschuldige Freuden; was doch unser Einem außerordentlich langeweilet.

So viel ich weiß, kennst du meinen lieben Onkel nicht. Ich will dir also ein Portrait von ihm

entwerfen. Glaublich muß ich mich noch einige Zeit hier aufhalten, wo ich dann mehrmal von ihm mit dir sprechen werde. Hier eine vorläufige Beschreibung von ihm, sie kann dir zum Schlüssel dienen, manches zu begreifen, was ich dir in der Folge zu sagen habe.

Stelle dir einen schönen, gut erhaltenen, fünf Schuhe, sechs Zoll hohen Greisen mit einem lebhaften Auge, gesunder frischer Farbe und breiten Schultern vor, so hast du sein Aeußeres. Um dir einen Begriff seines Innern, Moralischen zu machen, übertrage auf sein Angesicht eine sanfte, wohlwollende Miene; lege in sein Herz, was dir sein Angesicht ankündet; lege auf seinen Mund eine Sprache, die dieser Sanftmuth, diesem Wohlwollen entspricht; gieb ihm einen halb ernsthaften, halb aufgeheiterten Charakter; dann denke dir noch hinzu eine Entschlossenheit ohne Rauhheit; eine Güte ohne Schwachheit; eine Offenheit mit Bescheidenheit verbunden; und dann stelle dir ihn vor, gegen jeden Menschen nachgiebig, nur gegen sich selbst streng; so hast du Züge für Züge meinen Onkel von Surville vor dir. Wahrlich muß man so wenig werth sein, wie ich, um sich bei einem solchen Manne nicht gut zu befinden. Doch wenigstens wirst du, was mich beruhiget, mir keine Vorwürfe machen; du rühmst dich ja selber, mich so gebildet zu haben.

Willst du noch etwas weniges von seinem thä-

tigen Leben wissen, so höre. Beim Ausbruche der Revolution wanderte er mit den Prinzen aus, und hielt sich fortwährend an Ludwig XVIII., der ihm, seiner Geschicklichkeit zu Negotiationen wegen, mehrere schwierige, und oft gefährliche Sendungen auftrug, die er alle, so viel es die Umstände zuließen, glücklich ausführte. Bei der Restauration kehrte er nach Frankreich zurück, und blieb in der nämlichen Laufbahn, indem er verschiedene Gesandtschaften vertrat. Mit 68 Jahren zog er sich gänzlich von den Geschäften zurück, und bezog das Schloß von Surville, das mein Vater während der Revolution um einen geringen Preis loskaufte, und es meinem Onkel bei seiner Zurückkunft alsogleich zurückstellte. Sein herumirrendes Leben gestattete ihm nicht zu heirathen. Aber da er doch gerne eine Gesellschaft, vorzüglich aus seiner Familie, um sich hat; so hat er die Anstalt getroffen, daß jederzeit Jemand von seinen Verwandten bei ihm sei. Unglücklicher Weise hat es mich dießmal getroffen.

Bedaure mich, mein Lieber! daß ich einige der schönsten Tage meiner Jugend auf diese Art verschleudern muß. Diese Tage sind uns so kurz zugemessen, daß es eine Art Raub ist, sie einzubüssen. Bis ich alle die Vergnügungen wieder mit dir theilen kann, beschreibe mir sie wenigstens recht umständlich, und würze mit deinen Briefen die Langeweile, die ich in meiner Einöde fühle.

Zweiter Brief.

Alphons an Eduard.

Surville, den 27. August 1827.

Ich muß dir wahrlich sagen, mein Lieber! je mehr ich meinen Onkel betrachte, desto mehr bewundere ich ihn. Wenn du und ich zusammen hundert Pfund ausmachten, würden wir doch noch nicht den tausendsten Theil von ihm aufwiegen. Vergleiche ich mich mit ihm, so komme ich mir selbst außerordentlich klein vor; und schon einigemal hat mich die Versuchung angewandelt, ihn zum Vorbild zu nehmen. Ich mußte, um mir diesen Gedanken aus dem Kopfe zu bringen, die ganze Uebersicht aller der freudigen Genüsse zu Hilfe nehmen, auf die ich in diesem Falle verzichten müßte. Wolltest du mich fragen, was mich zu dieser lebhaften Bewunderung des Mannes bewog, so müßte ich dir erwiedern: Alles, was ich sehe und höre. Ein Mann, der seine ganze Umgebung glücklich macht, der sein Wohlsein im Glücke Anderer findet; ein Mann, den kein Widerstand reizet, kein Zufall beunruhiget, kein Unfall niederdrückt; ein Mann, der über Niemand Böses redet, der alle Menschen liebt, und selbst seine Feinde sich verbindlich zu

machen weiß; gelehrt ohne Pedant zu sein: tugendhaft ohne damit zu prunken; streng in Sitten, und dennoch eines fröhlichen Geistes; so ein Mann ist gewiß eine Seltenheit, die Bewunderung bei denen erweckt, die ihn kennen. Und lasse es dich nur nicht verdrießen, wenn ich dir sage, dieser seltene Mann mache uns glücklich. Gäbe es viele seines gleichen, so würden wir andere eine traurige Rolle in der Gesellschaft spielen. Kannst du es glauben? in einem elenden Dorfe, wo es weder Theater, noch Ball, noch Gesellschaftszirkel, noch Spiel, noch öffentliche Spaziergänge giebt; in einer Einöde, wo man sich ewig keine neue Anekdote zu erzählen, auch das geringste Skandal einander nicht zu sagen weiß; fand er das Geheimniß, glücklich, ja wahrhaft recht glücklich zu sein. Das bewundere ich noch weit mehr, als selbst seine seltenen Eigenschaften. Wir andere langweilen uns gar oft, auch mitten in unsern Vergnügungen; bei ihm hingegen fließen die Stunden und Tage mit Blitzesschnelle vorüber, ohne Nachwehen zu hinterlassen. Wäre dieses für uns nicht ein Stoff zum Nachdenken, die wir oft mit großem Aufwande Langeweile und manchmal selbst Nachwehen erkaufen.

Ich hätte dich freilich, anstatt all diesen meinen Bemerkungen, gern mit angenehmern Dingen unterhalten: aber wichtigere Ereignisse giebt es in diesem Lande keine, und mein Onkel, der mich selten verläßt, verhindert mich, Abentheuer auf-

zusuchen. Ungeachtet seines hohen Alters steigt er noch zu Pferde, jagt, geht, kömmt, und das alles mit einer Kraft, als ich immer. Es zeigt sich da ein großer Unterschied zwischen einem so kraftvollen Alter und zwischen der schwächlichen Jugend unserer Freunde. Zehen, wie unser gute Fresac, der mit 30 Jahren schon lungensüchtig ist, würde er zu Boden strecken; oder wie Raville, der sechs Monate des Jahrs über sein Podagra flucht; oder wie Framecourt, der nur durch künstliche Mittel seine gebrechliche Maschine aufrecht halten muß; und endlich wie viele andere, die dem berüchtigten Wahlspruche: Kurz und gut, beipflichten, und jetzt ihren Leichtsinn in peinlichen Schmerzen theuer büßen. Mein Onkel schreibt seine Gesundheit seiner weisen Lebensart zu, und ich kann es leicht glauben, wenn ich überlege, was wir andere alles thun, um der unsern bald los zu werden.

Bisher konnte ich seinen Predigten ziemlich gut ausweichen: aber meine gottlose Zunge, die ich nicht zurückhalten kann, zog mir eine Predigt zu, die mir zu denken giebt, und die ich nicht so bald vergessen werde. Ich will sie dir ganz hersagen, und sollte es auch nur geschehen, um eine kleine Rache an dir zu nehmen. Uebrigens wünsche ich über Alles, was mir mein Onkel sagte, deine Meinung zu vernehmen. Es war sehr schlechtes Wetter; wir waren allein im Schlosse, und spielten einige Parthien Billard, die für

mich, wie du denken kannst, kein großes Interesse haben. Wir spielten um nichts, und ich gab ihm zehen Gegenstöße a la Russe, wie man sagt. Darauf fiengen wir zu schwätzen an, und ich hatte das Ungeschick, ihn zu fragen: ob er nicht zuweilen seiner Zurückgezogenheit überdrüßig wäre, da er zuvor in der großen Welt und mitten in Geschäften gelebt hätte; wirklich noch so frisch wäre, und den gerechtesten Anspruch auf Ehrenstellen und Belohnungen machen könnte? Solange, erwiderte er mir, ich meinem König nützlich sein konnte, diente ich ihm eifrig, ohne andere Absicht, als das, was ich für Pflicht hielt, zu erfüllen. Da mich der König nicht mehr brauchte, zog ich mich schnell von der Welt, die ich niemals liebte, zurück, um in der Einsamkeit jene Ruhe und jenen Frieden der Seele zu suchen, nach welchem ich mich schon so lange fruchtlos sehnte, und den ich als die wesentlichste Bedingniß des wahren Glücks ansehe. — Ganz richtig, sagte ich, auch dieses hat seinen Werth; und Falls ich es auch nicht vorhin eingesehen hätte, so könnte ich es hier einsehen lernen. Darauf suchte ich ihn auszuforschen, ob er denn wirklich so glücklich wäre, als er es zu sein schien, und ob ihn sein Entschluß nicht ein wenig gereuen möchte; darum sagte ich: das Glück, der Ruhm, die Ehrenstellen, die Welt mit ihren Vergnügungen hätten doch auch ihren Werth, und ich wüßte nicht, ob er bei dem Umtausch gewonnen hätte. — Auf dieses erwiederte

er: Lieber Nepot! erst mit der Zeit werden Sie begreifen, wie nichtig alle diese Gegenstände sind; und der Himmel gebe, daß nicht eine traurige Erfahrung und grausame Mißgeschicke Ihnen jene Freuden verleiden müssen, auf die Sie einen so hohen Werth setzen. — Ach, mein Onkel! versetzte ich ihm lachend, Sie werfen da Steine in meinen Garten. Die Ehrenstellen und den Ruhm will ich Ihnen wohl Preis geben: aber die Vergnügungen der Welt lasse ich mir nicht so leicht abhandeln. Desto schlimmer, erwiderte er, desto schlimmer! denn die Freuden, in denen Sie ihr Glück suchen, bieten Ihnen nur einen blendenden Schein dar, während Ihnen die Sache selbst entschlüpft.

Nun frage ich Dich, hätte ich die Vergnügungen, die uns so theuer sind, ungeahndet verleumden lassen sollen? Dann bemerke noch überdieß, hätte ich geschwiegen, würde ich ihm ja gewonnenes Spiel gegeben, und eben dadurch die Thorheit unserer Aufführung eingestanden haben; meine Empfindlichkeit war ein wenig geweckt, und ich sagte ihm: Auf diese Weise hätten also, nach Ihren Ansichten, alle diese mannigfaltigen und auffallenden Auftritte, die uns die Welt vor Augen hält; jene Vergnügungen, die sie bei jedem unserer Fußtritte hervorsprossen läßt; alle jene angenehmen Anregungen, die unsere verschiedenen Gefühle wecken; jene immerwährenden Zerstreuungen, die uns glücklicher Weise die Armseligkeiten dieses und

die Ungewißheit des künftigen Lebens vergessen machen; alle die Pracht und Herrlichkeit ihrer Feste; alle diese Dinge hätten, nach Ihnen nicht nur keinen Werth, sondern sollten sogar die Verachtung des Weisen verdienen? — Ich mag es wohl zulassen, erwiderte er, daß alles dieses Vergnügungen gewähre; allein machen diese schon das Glück des Menschen aus? — Wenigstens, sagte ich, habe ich es bisher geglaubt, und ich sehe kein anderes. Je mehr Freuden ich genoß, desto glücklicher fühlte ich mich. — Aber wird es immer in ihrer Macht stehen, diese Freuden zu genießen? Der Ekel, die Ueberfüllung, die Ermüdung, und tausend andere, von Ihrem Willen unabhängige Ursachen setzen diesen ihren Vergnügungen, selbst wider Ihren Willen, lästige Schranken? — Wohl! aber dann ändert man den Gegenstand. Der Weltmann findet allenthalben eine unerschöpfliche Quelle. Der Wechsel eines unterhaltenden Spieles, einer angenehmen Gesellschaft, einer liebenswürdigen Freundschaft, einer fröhlichen Tafel; Ergüße der Liebe: dieser beständige Wechsel giebt den Genüssen immer eine gewisse Neuheit. Ist man in der Frühe von der Jagd ermüdet, erholt man sich Abends im Theater, wo die Kunst alles zu unseren Vergnügungen aufbietet. Hat das Alter diesen zu flüchtigen Genüssen ihre Würze abgestreift, so schwingt sich der Weltmensch mit Hilfe seiner Freunde zu Ehrenämtern empor, wo er die Quelle neuer, und eben so lebhafter Vergnügungen

antrifft. Und um alles mit einemmale zu sagen, das Leben des Weltmannes ist eine fortlaufende Kette beständig abwechselnder Freuden.

Mit dieser meiner schönen Rede war ich selbst zufrieden, und glaubte, es ließe sich dagegen gar nichts einwenden; allein mein Onkel ist ein Mann, der sich nicht so leicht abspeisen läßt. Dieses Bild, sagte er, ist ohne Widerrede sehr anziehend; und würde es, außer Ihrer Einbildungskraft, auch in der Wirklichkeit zu finden sein; so gehörte freilich eine große Tugend dazu, um von seinem Reitze sich nicht verführen zu lassen. Allein nirgends finde ich die Wirklichkeit davon. Ich sehe da nur ein augenblickliches Spiel der Einbildungskraft, das Ihnen glückliche Umstände bisher einprägten, und wovon eine reifere Erfahrung Ihnen die Nichtigkeit aufdecken wird. Wie können Sie sich mit Zuversicht Freuden hingeben, gegen welche sich tausend Feinde in und außer Ihnen unaufhörlich verschwören? Hängt nicht alles von Ihrer Gesundheit ab, über die Sie doch nicht selbst Meister sind; von ihrem Vermögen, das durch so viele Umstände zerrüttet werden kann; von Freunden, die Verräther an Ihnen werden, von Feinden, die Ihnen an Ehre und Gut schaden können? Dann hängen diese Freuden ab von Menschen, von der Zeit, von den Ereignissen, von den Jahrszeiten; und sollten Sie nicht einsehen, daß gerade jene Freuden, deren Besitz Ihnen oft am meisten Mühe gekostet hat, Sie oft am meisten betrogen haben,

und selbst oft eine unversiegbare Quelle von Unglücken werden können?

Dieses waren wirklich Bemerkungen, die nicht so leicht zu bekämpfen waren. Deßwegen zog ich vor, meine ganze Kraft zusammen zu nehmen, um ihm zu beweisen: daß man, ungeachtet dieser und noch vieler andern Zufälle, dennoch in der Welt glücklich sein könne. Dafür, sagte ich, will ich Ihnen, anstatt Vernunftschlüsse, nur Beispiele anführen. Boisemont, Solignac, Forlis und viele, die ich Ihnen noch herzählen könnte, sind sicher die erklärtesten Anhänger der Welt; und ich sah sie immer fröhlich und zufrieden.

Ich wünschte, erwiederte er, Sie sagten die Wahrheit; denn gewiß mag Niemand seinem Nebenmenschen das Wohlsein mehr gönnen, als ich. Allein da einer der mächtigsten Könige des Alterthums in Mitte der Vergnügungen eines Hofes, wo ihm Alles zu gefallen strebte, so zu sagen, schwimmend in Freuden, dennoch ausrief: Ich fand, wie alles Vergnügen und alle Freude nur Eitelkeit und Trug sei; wenn der geringe Mardochäus alles Glück des stolzen Aman, der auf den Gipfel der Größe sich erschwungen hatte, blos dadurch vergiftete, daß er, wo Alles vor Aman das Knie bog, aufrecht stehen blieb; wenn August, Herr der ganzen Welt, der den Göttern gleich geachtet ward, in seiner ganzen Macht das Glück nicht fand, das ihm von seinen Töchtern, die ihn entehrten — von seinen Freunden, die ihn verriethen — von

seinen Stellvertretern, die ihm ihrer Nachläßigkeit wegen so vielen Kummer machten, geraubt wurde; wenn einer seiner Nachfolger auf seinem Todeslager sich der Eitelkeit seiner Genüße erinnerte und mit Wehmuth ausrief: Ich war Alles, und wie wenig ist dieses Alles! so muß ich nach diesen wichtigen Beispielen beinahe fürchten, auch Sie fassen den Schatten für die Wirklichkeit an! Lieber Alphons! lassen Sie sich doch nicht durch die trügliche Außenseite blenden. Das wahre Glück hat seinen Sitz nur in unsern Herzen, nicht aber in der Aufbrausung einer erkünstelten und von der Eigenliebe eingeflüsterten Freude, auch falls die Klugheit sie leiten würde. Haben Sie, um die Freunde, die Sie mir anführten, zu beurtheilen, die ganze Tiefe ihrer Gesinnungen schon eingesehen? Sind sie von Anmassungen des Stolzes frei, der, wenn er beleidigt wird, so viele Nachwehen zurückläßt? Kennen Sie die Folter des Ehrgeizes, der unersättlich ist? das Gift des Neides, das seine Opfer aufzehrt? die Wuth der Eifersucht, die alle Ruhe stört? die Aufwallungen des Hasses, der sich an Thränen und Blut weidet? die Nachdenken der Verzweiflung? die nagenden Gewissensbisse des Lasters?

Aber ungeachtet der Ursachen, die ich haben könnte, an dem Glücke jener Personen, auf die Sie sich beriefen, zu zweifeln, wollen wir annehmen, sie seien wirklich glücklich; allein welches Glück ist jenes, das nur eine Ausnahme von der

Regel macht? Und da uns täglich so viele Beispiele des Gegentheils strenge Lehren geben, ist es weise, sie zu verachten, und uns in einer so wichtigen Angelegenheit einem Feinde anzuvertrauen, der einige Opfer vielleicht nur darum schonet, damit er desto mehrere verführen könne? So jung Sie sind, haben Sie doch möglicher Weise schon viele dergleichen unglückliche Auftritte gesehen, deren die Welt fortwährend herbeiführt. Zählen Sie, wenn Sie können, wie viele entzweite Familien Sie schon gesehen; wie viele durch ihre Frauen entehrte Ehemänner; wie viele Väter, unglücklich gemacht durch ihre Kinder, und Kinder durch ihre Väter; wie viele Jünglinge, schnell zu Greisen geworden; wie viele von einem frühzeitigen Tode dahingerafft; wie viele an ihrem Vermögen zerrüttete Häuser; wie viele zerschlagene Freundschaften. Unter denen, die sich die Glücklichen dieser Welt nennen, zählen Sie, wie viele ihre Tage im Elende, in der Schande, im Laster endeten; wie viele durch den Selbstmord ihren Ueblen ein Ende machten? Wenn Sie alle diese aufzählen, werden Sie, wie ich glaube, sich nicht mehr auf einige zweifelhafte Beispiele beziehen können, die Sie mir entgegensetzten.

Solche Ereignisse, fuhr er fort, sind so unläugbar, daß sie keiner mathematischen Belege bedürfen. Eingenommen von dem blendenden Reize der Welt, sind Sie gegenwärtig nicht im Stande, mit kaltem Blute den Weltgeist zu würdigen.

Wenn Sie beachten wollten, welche Ungerechtigkeiten der Weltgeist ehret; die Treulosigkeiten, die er duldet; die Rache, die er gebeut; die Versäumdungen, die er ermuthiget; die Aergernisse, die er schützet; das liederliche Leben, das er begünstiget; die Unredlichkeiten, die er belohnt; den Egoismus, den er anräth; den Luxus, den er zum Gesetze macht; die Gottlosigkeit, welcher er Weihrauch streuet; wenn Sie nach solchen Folgen die Ursache beurtheilen wollten, wie könnten Sie einen Anstand nehmen, an alle die Uebel zu glauben, die der Weltgeist erzeugt?

Hättest du vielleicht dieser gegründeten Rede etwas entgegen zu setzen gewußt? Mir einmal fiel nichts ein, was ich vernünftiger Weise entgegnen konnte; indem ich wohl einsah, daß es bei meinem Onkel nicht anging, wie bei unseren Gesellschaften, wo man sich aus einer solchen Verlegenheit mit einer Schnacke aushilft, die als Gegengrund gelten muß. Mein Onkel ist der Mann nicht, der sich unter den Ellenbogen durchnehmen läßt: deßwegen nahm ich mit einigen unbedeutenden Redensarten meinen Rückzug, und begab mich auf meine Kammer, um dort ungestört nachzusinnen, ob mir keine vernünftige Antwort einfallen würde. Ich drehte mich nach allen Seiten; und dennoch wollte nichts rechtes kommen. Nun rühmst du dich überall, mein Erzieher zu sein; so mußt du also deinem Zögling zu Hilfe kommen, und mir helfen, die Grundsätze zu

rettest, die im Grunde doch nur die deinigen sind. Schweigest du, so darfst du gewärtigen, daß ich glaube, du wüßtest gegen die Rede meines Onkels nichts einzuwenden, in welchem Falle ich auf den Gedanken kommen müßte, du habest mich auf einen Irrweg abgeleitet.

Dritter Brief.

Alphons an Eduard.

Surville, den 2. September 1827.

Es ist richtig, mein Onkel will mich bekehren, und kommst du mir nicht zu Hilfe, so weiß ich nicht, was geschehen könnte; denn ich halte es nicht länger gegen ihn aus. Erst gestern hielt er mir wieder eine Predigt, die wohl einen eben so großen Eindruck auf mich machte, als die letzte. Er hat eine so sonderbare Art, die Dinge richtig und vernünftig hinzulegen, daß auch der Gewandteste eine Gegenrede schuldig bleiben müßte. Ich will dir unser ganzes Gespräch herschreiben, damit du in Stand gesetzt werdest, eine Antwort darauf zu geben; aber ich bitte dich, im Namen unserer Freundschaft, wenn du gute Gründe hast, die ich ihm entgegen halten könne, schicke sie mir so bald als möglich; denn, da er den

ersten Schritt gethan, wird er, wie ich ihn kenne, rasch fortschreiten wollen.

Ich merke wohl, wie er von jenem Tage an, wo er über die Freuden der Welt glühende Kugeln warf, immer suchte, auf das vorige Gespräch zurückzukommen. Auch mich wandelte bisweilen die Lust dazu an: denn im Grunde ist doch die Wahrheit das wichtigste Bedürfniß für uns, besonders in einer Sache, wo der Irrthum unheilbringend wäre. Aber ich erschrack, so oft ich an die Opfer dachte, die ich allenfalls bringen müßte, und entfernte jede Untersuchung, die ich zugleich fürchtete und wünschte. Gestern konnte ich nicht mehr ausweichen, und erlitt, mit allen Einwürfen, die ich gegen ihn aufführte, eine vollständige Niederlage.

Von der Jagd, die glücklich ausgefallen war, und mir viel Vergnügen gemacht hatte, zurückgekehrt, aßen wir zu Mittag, wobei der Koch sich selbst übertraf. Beim Nachtische leerten wir eine, Tages vorher angegriffene, Flasche Champagner, der trefflich war; denn mein Onkel hat den Grundsatz, daß der Wein wohl thue, aber in kleinem Maaße. Dieser Tag machte mich vergnügt, und ich gieng in Aeußerung meiner Freude so weit, daß ich die Annehmlichkeit des Landlebens über die Vergnügungen der Stadt erhob. Freilich war dieses in meiner Lage eine Unklugheit von mir; aber wer begeht nicht hie und da eine? Mein Onkel ergriff

dieses Stichwort auf der Stelle und sagte: Es freuet mich; denn dieses wäre ein Anfang, der uns näher zusammen führen könnte. — Wohl, erwiederte ich; aber ich versichere Sie, bei diesem Anfange hat es auch sein Verbleiben; denn Wasser und Feuer widerstreben sich nicht so sehr, als unsere beiderseitigen Ansichten von der Welt.. — Doch glaube ich, versetzte er, werden die Vorwürfe, die ich ihr mache, nicht zu entschuldigen sein. — Unterdessen, sagte ich, hätte es eben auch nicht viel zu bedeuten, wenn sie auch welche verdiente; sie überhäuft mich mit Freuden und lächelt mir so freundlich zu, daß ich undankbar wäre, wenn ich sie verließe. Spielt sie mir einmal einen gewaltigen Streich, so ist es noch immer Zeit, ein Einsiedler zu werden; bis dorthin wäre es immer Thorheit, die Reize, die sie mir anbiethet, von mir zu stoßen.

Mit dieser derben Sprache glaubte ich ihn erschreckt und aus seinem Conzepte gebracht zu haben. Er aber ließ sich gar nichts anmerken, und fuhr in seiner Rede fort: Mein lieber Freund! Sie sprechen wie ein junger Mensch von 23 Jahren, der noch nicht Zeit hatte, die Dinge zu würdigen, und die Folgen seines Betragens zu berechnen. Sie sagen: wenn Sie einmal die Welt recht stark anekeln würde, so wollten Sie selbe verlassen; allein verblenden Sie sich da nicht selbst! Bis Sie ein so fürchterlicher Schlag treffen wird, der Sie für das ganze Leben unglück-

lich macht, werden Sie diesen Entschluß, aus Liebe zur Welt, niemals ausführen; Sie werden unter ewigen widrigen Zufällen, denen Sie nicht ausweichen können, hin und her geworfen, Ihr ganzes Leben in beständigen Schaukeln zwischen Hoffnung und Furcht, zwischen augenblicklichen Freuden und langem Ueberdruß verzehren. Aber wäre auch sonst nirgends ein Glück zu finden, könnte ich Ihnen vielleicht recht geben, vielleicht Sie selber aufmuntern, Ihr Glück zu versuchen, ob es Ihnen nicht wenigstens einige kurze Vergnügungen verschaffen würde; allein wenn Sie sich an die Freuden, die Ihnen die Welt anträgt, nur unter der Bedingung fest halten können, daß Sie andern wahrhaften und tausendmal sicherern Freuden entsagen müssen; würde ich ja ein Verräther an meiner Pflicht und an der Freundschaft gegen Sie sein, wenn ich Sie nicht aufmuntern sollte, sich der ersten zu entschlagen, um die andern zu erhalten?

Mein Onkel ist kein Heuchler, auch hätte er übrigens kein Interesse, mich zu betrügen. Seit dem Tode meines Vaters gab er mir solche Beweise einer aufrichtigen Anhänglichkeit, daß ich das, was er mir von Freundschaft gegen mich sagte, unmöglich für eine Advokatenlist halten konnte, womit sie die Richter zu erweichen suchen. Ich mußte ihm Beifall geben; und, halb muthmaßend, von welchen Freuden er mir sprechen

würde, sagte ich: Ich wollte den Tausch gern annehmen, den Sie mir vorschlagen, falls der Vortheil so einleuchtend wäre, als Sie sagen; allein wenn Sie mir erlauben, offenherzig zu sprechen, muß ich Ihnen bekennen, daß ich die Sache ganz anderst ansehe, als Sie behaupten. Glaublich wollen sie mir vom Glücke eines religiösen Mannes reden; allein ich finde im Gegentheil so ein Leben äußerst ernsthaft und traurig.

Sie glauben, erwiederte er, ein solches Leben sei aus der Ursache traurig, weil es ernsthaft ist: allein seit wann ist das Getöse, die Zerstreuung, der Lärm ein Beweis des Glückes? Höchstens sind diese Dinge nur Zeichen der Begierde, das Glück zu erhaschen. Ich darf Sie aber versichern, je mehr Sie diese Mittel anwenden, das Glück zu erlangen, desto mehr entfernen Sie sich von demselben. Was sind denn aber auch jene lärmenden Auftritte, die Sie so hastig aufsuchen, in der That anderes, als Beweise einer Unvergnügtheit, die Sie sich durch eine beständige Bewegung vom Halse zu schaffen abmühen? Wohl ein eitles Mittel, das zwar Ihre Armseligkeit aufdeckt, aber nicht heilt! Sie sind mißvergnügt mit der Gegenwart, und darum führt Sie Ihre Einbildungskraft in eine Zukunft hinein, die sie mit erlogenen Blumen ausmalt. Sie werfen sich nur deßwegen in alle die rauschenden Vergnügungen hinein, weil Sie, mit sich selber unzufrieden, das Gefühl innerer Uebel ersticken möchten. Aber betrügen Sie

sich nicht, Alphons! diese eiteln Ergötzungen einer gekünstelten Freude machen das wahre Glück nicht aus; ein Augenblick des Schwindels erzeugt sie, und der andere zernichtet sie schon wieder. Solche Vergnügungen sucht der religiöse Mann nicht; er hat ganz andere Ansichten, er strebt nach Erhabnerem. Er setzt das Glück seines Lebens nicht in einige, der Langenweile entrissene, berauschende Augenblicke, die er oft nur durch spätere Reue und beissende Vorwürfe seines Gewissens erkaufen muß, er will in allen Stunden seines Lebens, in allen Umständen, und ungeachtet aller widrigen Zufälle glücklich sein. Deßwegen verachtet er alle diese hinfälligen Vergnügungen, diese leichtsinnigen Ergötzungen, diese trügerischen Freuden, auf welche die Welt einen so hohen Werth setzt: er will sichere Güter, die ihm nicht entrissen werden können; Güter, die nicht abnehmen, sondern durch den Genuß sogar noch gesteigert werden. Ist er einmal im Besitze dieser köstlichen Güter, so hat er alle die rauschenden Bewegungen nicht nöthig, die Sie anwenden müssen, um Ihre Unruhe zu zerstreuen, und Ihr Elend vor Ihnen selber zu verbergen. Vielmehr sagt ein Autor, dessen Name mir eben nicht einfällt: Heiter ist der fromme Mann, und viel zu glücklich, als daß er lustig sein könnte.

Hier entspann sich unter uns ein gegenseitiges Gespräch, das ziemlich lebhaft war, und das ich dir mit möglicher Genauigkeit hersetzen will.

Ich mag es, sagte ich ihm, wohl begreifen, daß dieses Glück, wie jedes andere, seinen Werth haben könne; allein dieser Werth hängt blos von der Einbildungskraft ab; und nicht alle Menschen haben die Anlagen, es auf gleiche Weise zu genießen.

— Dazu, erwiederte er, braucht es nur einen vollkommenen Glauben an die Wahrheiten, die uns Gott geoffenbaret, und an die Verheißungen, die er uns gemacht hat.

— Ich. Aber eben dieser Glaube ist ja nicht allen Menschen gegeben. Wir sehen dieses bis zur Ueberzeugung an so ungemein vielen Menschen, deren Vernunft sich gegen diesen Glauben so sehr sträubt.

Ich hoffte ihm hiemit einen guten Streich versetzt zu haben; allein er lachte nur darüber; und gab darauf eine des Nachdenkens würdige Antwort:

— Er. Sie stützen sich da, mein lieber Alphons! auf einen traurigen Beweis. Wie wäre es, wenn ich Ihnen sagen würde: betrachten Sie nur alle diese vielen Menschen, die nicht an die Religion glauben, ob nicht gerade sie uns zwingen, an die Religion zu glauben. Welche Antwort würden Sie darauf finden?

— Ich. O mein lieber Onkel! das ist zu stark! wollten sie ein solches Paradoxon behaupten, so müßte ich Sie bitten, mich mit der Aeußerung dessen zu verschonen, was ich von Ihnen denken würde.

— Er. Mein Freund! nicht nur behaupte ich es, sondern ich werde Ihnen den Beweis liefern, daß diese Behauptung nichts weniger als eine paradoxe sey. Dafür dürfen Sie sich nur an das erinnern, was ich Ihnen letzthin über die Grundsätze sagte, welche so laut in der Welt angekündet werden. Ohne reifliche Ueberlegung, wie es Ihrem Alter eigen ist, haben Sie bisher die Augen über alle schändlichen Auftritte geschlossen, die sich auf der Schaubühne der Welt preisgeben, worauf eben jene Menschen, die Sie sich zum Vorbilde nehmen, die Rollen spielen. Aber schauen Sie ihnen heut mit kaltem Blute ins Angesicht, und Sie werden mir zugestehen: kein Ehrenmann könne mit Leuten zu thun haben, die solche Grundsätze nähren, und sich solch schändlichen Handlungen hingeben.

Eine so derbe Anklage setzte mich außer Fassung; die Wahrheit davon mußte ich einigermaßen eingestehen und es versagte mir eine Antwort. Mein Onkel bemerkte meine Verlegenheit; aber um sie nicht zu vermehren, sagte er: Genug, ich habe Sie nur aufmerksam machen wollen, über das, was ich behauptete, nachzudenken. Nun will ich Ihnen beweisen, wie es mit dieser großen Anzahl der Ungläubigen gegen die Religion selbst ganz und gar nichts zu bedeuten habe.

Da die Rede angefangen, und er überzeugt war, eine augenblickliche Unterbrechung würde daran nichts ändern, stand er vom Tische auf,

und wir giengen in den Saal hinüber, wo er fortfuhr: Falls die Aufführung aller dieser Ungläubigen etwas zu bedeuten haben sollte, müßten sie ihre Meinung mit guten Gründen unterstützen; und die starke sowohl als schwache Seite der gegenseitigen Meinung ebenfalls kennen. Ein Bauer ohne Unterricht würde Sie lachen machen, wenn er über Astronomie vernünfteln wollte. Ueber diesen Gegenstand würden Sie eher einem Cassini, als hunderttausend Bauern Beifall geben. Ist es nicht das nämliche mit allen Ihren winzigen Ungläubigen, die Sie sich zum Vorbilde nehmen? Sie schmähen über die Religion; — aber kennen sie ihre Wahrheit, oder Falschheit? haben sie selbe studiert? wissen sie etwas von ihrer Geschichte? haben sie den Gründen nachgedacht, auf die sie sich stützt?

— Ich. Mein Onkel! unterbrach ich ihn, Sie werden doch alle unsere jungen Leute nicht in das Seminarium schicken wollen, um lauter Theologen aus ihnen zu machen? Das wäre eine offenbare Unmöglichkeit.

— Er. Nein, mein Freund! aber vernünftige Wesen möchte ich aus ihnen machen; und sind sie das, so lange sie eine Sache verdammen, die sie nicht kennen?

— Ich. Sie verdammen sie nicht; nur für sich wollen sie keine.

— Er. Warum lästern sie denn dieselbe bei jeder Gelegenheit? Warum verhöhnen sie diejeni=

gen, die an sie glauben und sie ausüben? Warum schimpfen sie unaufhörlich über ihren Geist, über ihren Gottesdienst, über ihre Geheimnisse?

— Ich. Ich kann Sie versichern, mein Onkel! die Meisten thun das nicht. Wir beschäftigen uns mit unsern Vergnügungen, und lassen das Uebrige sein, was es ist.

— Er. Wenn dieses von Ihnen, und ihren Freunden so vollkommen wahr ist, wie Sie sagen, wünsche ich Ihnen Glück dazu. Leider giebt es nur noch zu Viele, die dieser Vorwurf trifft. Aber, lieber Alphons! es ist noch etwas anderes, das Sie nicht ins Auge fassen: es hat mit der Religion noch eine andere Beschaffenheit, als mit andern Dingen. In Ansehung der Religion kann es gar keine Neutralität geben. Wer sich nicht für sie erklärt, erklärt sich eben darum gegen sie; wer nicht für den Himmel arbeitet, arbeitet für die Hölle. Wenn Leute Wissenschaften, die ihnen unnütz sind, nicht gründlich studiren, habe ich nichts dagegen; sie mögen selbe den Gelehrten überlassen; zum Beispiele: ob die Sonne um die Erde, oder die Erde um die Sonne herumgehe, diese und andere dergleichen Fragen haben weder auf ihr Betragen, noch auf ihre endliche Bestimmung einen Einfluß. Allein wenn man ihnen zuruft: Ihr richtet euch zu Grunde! ihr laufet geraden Weges einem Abgrunde entgegen! ihr bereitet euch eine Ewigkeit von Reue, Gewissensbissen und Peinigungen! wo ihr euch im Gegen-

theil eine Ewigkeit voll von Freuden, von reinen Genüssen und unaussprechlichen Vergnügungen zusichern könntet! und wenn sie auf eine solche Warnung nicht achten; so müssen sie wahrlich alle Vernunft verloren haben.

— Ich. Das ist wohl wahr, wenn man nicht vernünftiger Weise sich verwendet zur Wahrheit zu gelangen. Aber ungeachtet der schlimmen Meinung, die Sie von den Ungläubigen haben, giebt es dennoch viele unter ihnen, die sich mit dieser Sorge abgeben, und ich könnte Ihnen antworten: daß ich selbst alle jene Zeit dazu verwendet habe, die mir meine Geschäfte übrig ließen.

— Er. Oh! oh! mein lieber Nepot! Sie haben also Geschäfte? Bisher wußte ich von Ihnen keine andere Geschäfte, als Ihre Vergnügungen.

— Ich. Es giebt immer Rechnungen in Ordnung zu bringen; man muß Freunden Dienste leisten; Projekte ausführen; und dann kann man auch nicht leben, wie der Bär in seiner Höhle. Auch legt uns die Gesellschaft Pflichten auf, wo selbst der Anstand fodert, sie nicht außer Acht zu lassen.

— Er. Das will sagen: Sie haben jene Zeit dazu verwendet, mit der Sie sonst nichts anzufangen wußten.

— Ich. Es sei! dennoch kann ich Sie versichern, daß ich vieles gelesen habe, um mich darüber aufzuklären.

— Er. Zweifelsohne werden Sie solche Au=

toren ausgewählt haben, die Sie am besten darüber aufklären konnten?

— Ich. Das werden Sie doch wohl selbst einsehen, daß man gar zu ernsthafte Werke in meinem Alter nicht gerne list. Ihre geistlichen Autoren sind so trocken, daß sie Einen zurückstoßen; man findet da kein fröhliches Wort, nur langweilige Abhandlungen, über die uns der Athem ausgeht. Man müßte ein Heiliger sein, wenn uns eine solche Lektüre ansprechen sollte. Aber andere geschätzte Autoren habe ich gelesen, wie Voltaire, Rousseau, D'Alambert, und vorzüglich viele moralische Romane.

— Er. Und aus diesen wollten Sie sich Kenntniß der Religion verschaffen!? aus den Schriften der wüthigsten Feinde der Religion! Jetzt befremdet mich Ihre Gesinnung über Religion nicht mehr.

— Ich. Aber ich kann Ihnen gut stehen, mein Onkel! diese Autoren kennen die Religion sehr gut; sie sprechen davon mit zuversichtlicher Einsicht.

— Er. Ja wohl, an Unverschämtheit mangelt es ihnen nicht. Allein Sie wissen, kein Prozeß kann geschlichtet werden, so lange man nur eine Parthie anhört. Haben Sie die Wahrheit der Thatsachen, die Sie anführen, untersucht? Haben Sie geprüft, ob die Stellen der hl. Schrift von ihnen richtig angegeben seien? Haben Sie auch die Antworten gelesen, die man dagegen erwiedert hat? Haben Sie — —?

Hier fiel ich ihm schnell in die Rede, sonst

wäre er noch mit einer ganzen Reihe von Fragen angezogen gekommen, die kein Ende gehabt hätten. Aber: sagte ich ihm, falls man dieses alles erschöpfen wollte, müßte man, mit Hintansetzung aller anderer Geschäfte, mit diesem allein sich abgeben; das mögen die Theologen thun, aber nicht wir.

— Er. So ist denn Ihre Sache keine andere, als denjenigen zu glauben, die die Sache gründlich untersucht haben, und im Stande sind, mit Kenntniß darüber zu urtheilen?

— Ich. Ja gewiß! und eben deßwegen glauben wir den Philosophen, weil sie die Religion studirt, und uns die Resultate davon mitgetheilt haben. Sie haben kein solches Interesse dabei, wie die Priester; darum hat auch ihr Entscheid ein größeres Gewicht.

— Er. Armer Alphons! da sprechen Sie gerade wie ein junger Mensch, der diese Leute gar nicht kennt. Sie sagen: diese Leute haben in Ansehung der Religion gar kein Interesse; allein rechnen Sie denn das Interesse der Eigenliebe für nichts, welche zu befriedigen diese Leute der allgemeinen Meinung trotzen, ihre Gesinnungen der Menge aufdringen, und bewundert und berühmt zu werden trachten? Rechnen Sie das Interesse der Leidenschaften für nichts, denen zu lieb man gern jedes Joch abschüttelt, und alle Schandthaten entschuldiget? Rechnen Sie das Interesse der Habsucht für nichts, womit sie sich oft ungeheures Vermögen erwerben, theils durch den Ver-

trieb ihrer Schriften, theils durch Pensionen, Titel und Schankungen, die sie erhalten? Wir wollen aber setzen, sie seien so unintereſſirt; so behaupte ich dennoch, Sie dürften ihnen, wenn Sie selbe besser kennten, dennoch niemals vernünftiger Weise Ihr Zutrauen schenken. Wählen Sie aus allen diesen Autoren, die Sie gelesen haben, denjenigen heraus, dem Sie glauben am meisten trauen zu dürfen, und ich mache mich anheischig, — alle seine offenbaren Lügen, falschen Zitaten, elenden Vernünfteleien und schädlichen Grundsätze beiseite gesetzt — zu beweisen, daß er in der That — im vollen Sinne des Ausdruckes — nicht wisse, was er sage oder denke. Wollen Sie sich davon überzeugen? Wir dürfen nur in meine Bibliothek gehen, wo ich einige dieser Werke habe, und ich werde Ihnen mehr denn einen Beweis vor Augen legen, die Sie nicht verschmähen können.

Ich höre Jasmin kommen, der uns zum Frühstücke ruft; ich schließe somit meinen ohnehin schon langen Brief. Morgen werde ich in einem andern Dir den Schluß unserer Unterredung melden.

Vierter Brief.

Alphons an Eduard.

Surville, den 7. September 1827.

Ach! mein Freund! welch ein Mann ist mein Onkel! Da ich Dir schon so viel Gutes von ihm schrieb, kannte ich wahrlich die Hälfte seines Werthes noch nicht. Bei Gelegenheit, wo ich mit ihm allein im Dorfe herum gieng, sprach ich mit mehreren Bauern. Das Lob, das sie ihm ertheilen, die Liebe, die sie gegen ihn tragen, die Segnungen, die sie über ihn aussprechen, reichen in das Unglaubliche für diejenigen, die seine Weisheit und Herzensgüte nicht kennen. Züge haben sie mir von ihm erzählt, die würdig wären, zur öffentlichen Kenntniß zu gelangen, als Vorbilder für diejenigen, die, wie er, auf dem Lande wohnen und somit einen großen Einfluß auf das Landvolk haben. Jetzt begreife ich, daß er glücklicher ist, als wir; und wenn ich einmal so alt sein werde, wie er, werde ich auch sicher seine Lebensart annehmen.

Da Dich aber dieses alles nicht viel interessiren wird, will ich mit der Erzählung da fortfahren, wo ich sie letzthin gelassen habe.

Wir giengen also in die Bibliothek, und mein Onkel zeigte mir mehrere Schränke, die mit philosophischen Schriften angefüllt waren. Wählen Sie jetzt, sagte er, denjenigen Autor, welcher es immer sei, auf den Sie am meisten halten; und ich will Ihnen zeigen, daß Sie in Ansehung seiner im Irrthume seien. Ich nahm Voltaire. Sie haben keine gute Hand, sprach er; denn der große Voltaire mag wohl als Litterator einiges Verdienst haben; als Philosoph aber ist er ein sehr kleiner, winziger Autor; unsicher in seinen Ideen, widerspricht er sich alle Augenblicke. Der Beweis davon ist leicht zu führen. Er nahm einige Bände, und ließ mich bald da, bald dort Stellen lesen, die in der That offenbare Widersprüche enthielten, die ich dem Voltaire nicht zugetraut hätte. In einer Stelle zum Beispiele: behauptet er: „Der Orthodox-Glaubige betrügt sich keineswegs, wenn er die Unsterblichkeit der Seele vertheidiget, indem ihm der Glaube sowohl, als die Vernunft diese Wahrheit beweiset a).“ In einer andern Stelle hingegen sagt er: „Hätte dich Gott nicht selbst belehrt, du habest eine immaterielle und unsterbliche Seele, so hättest du keinen Beweis dafür b).“

In einem Briefe an Jean-Jacques bekennt er seinen Glauben „an Gott Schöpfer, der alles

---

a) Questions encyclopédiques: Art. Ame.

b) Diction. philos. art. Ame.

sieht, straft und belohnt.“ Und anderswo a) „glaubt er, die Welt sei ewig, indem nichts aus dem Nichts kann gestaltet werden.“

An einem Orte b) sagt er: Die Menschen machen einen abscheulichen Gebrauch von der Freiheit, die Gott ihnen gegeben hat und geben mußte.“ In einer andern Stelle c) behauptet er: ein unausweichliches Schicksal sei das Gesetz der ganzen Natur.

Du kannst Dir vorstellen, wie mein Onkel diese Widersprüche heraushob, und welche dumme Figur ich neben ihm machte. Ich melde Dir nur jene Widersprüche, an die ich mich noch erinnere; er wies mir noch andere, die mir entfallen sind, und die meine Bewunderung für diesen Autor ziemlich niedergedrückt haben. Zufällig nahm ich den Rousseau zur Hand. Mein Onkel glaubte, ich wollte damit Voltairs Niederlage rächen, und geschwind fieng er die vorige Operation wieder an. Er las mir Stellen vor, von denen ich nicht begreifen konnte, wie Rousseau sie schreiben durfte.

„Das Wesen d), das die Allheit bewegt, nenne ich Gott. . . . Ich weiß es gewiß, daß er durch sich selber existire, und meine Existenz ihm untergeordnet sei.“

---

a) Principe d'action, n. 4.
b) Sur l'atheisme. ch. 9.
c) Princip. d'action. n. 7.
d) Emile. t. 2.

„Ich muß es offenherzig gestehen a), es gebe darüber aus dem Lichte der Vernunft allein keine Beweise, weder dafür, noch dagegen."

„Nichts ist offenbarer, als daß Gott gut sei; b) und seine Güte ist Liebe zur Ordnung . . . Gott ist gerecht, und deßwegen fodert Er gemäß seiner Gerechtigkeit Rechenschaft über alles, was Er uns gab; Er ist allwissend ꝛc."

„Nur durch gezwungene Folgerungen c) entdecke ich die Eigenschaften Gottes, absolute Idee habe ich keine davon. Ohne einen Begriff zu haben, behaupte ich sie, wo ich demnach im Grunde nichts behaupte."

Du, mein Lieber! was sprichst du zu einer solchen Entdeckung. Hättest du geglaubt, Leute, wie diese, hätten solche Irrthümer niederschreiben können, die man im Munde jedes Andern, mit Recht, Dummheiten nennen würde? Aber es kömmt noch mehr; höre nur weiter, was in Folge unserer Unterhaltung auf ihre Rechnung noch ferner vorkam.

Ich war ziemlich übler Laune, da ich mich auf eine solche Weise übernommen sah, und, wie du leicht denken kannst, vertheidigte ich mich sehr übel. Mein Onkel, der die Güte selbst ist, sagte mir: „Alphons! Sie sind in übler Stimmung, da Sie

a) Lettre à Voltaire.
b) Emile. t. 2.
c) Ibid. t. 2.

die Verblendung aufgedeckt sehen, die Sie in einem Irrthume fest hielt, der, Ihrer Unerfahrenheit wegen, Ihrem Herzen lieb war; allein wenn Sie an die Stelle dieses Blendwerkes eine Wirklichkeit setzen können, die tausendmal trostreicher ist, was verlieren Sie durch den Tausch? Glauben Sie mir, mein lieber Freund! die Leute, deren Lehren Sie anhiengen, konnten nicht anders, als Sie irre führen. Was konnten Sie erwarten von Leuten ohne Glauben, ohne Gesetz, ohne Ehrgefühl, ohne Grundsätze, ohne Gewissen; von Leuten, die alle Schamhaftigkeit abgelegt haben, allen Lastern Weihrauch streuen, jede Tugend verhöhnen, jede Uebelthat entschuldigen und den empörendsten Schandthaten das Wort sprechen; von stolzen und aufgeblasenen Leuten, die, um die traurige Freude zu haben, wie ein anderer Herostrat, sich einen Namen zu machen, die Religion vertilgen möchten, die eine vielhundertjährige Erfahrung als nothwendig bewährt hat, um die Menschen glücklich zu machen und die Gesellschaft aufrecht zu halten. Da Sie nun sehen, wie wenig diese Leute mit sich selber einig sind; wie sie heut behaupten, was sie gestern geleugnet; wie sie morgen wieder aufbauen, was sie Tages zuvor niedergerissen haben: so habe ich eine viel zu gute Meinung von Ihnen, als daß Sie noch ferner auf sie ein Zutrauen setzen sollten, das Ihren Untergang befördern würde, und von welchem ich Sie so gerne zurükbringen möchte.

— Ich gab mir eine gewisse Entschiedenheit, die ich in der That nicht hatte, und sagte ihm: Wenn die Schriften dieser Autoren so beschaffen sind, wie Sie behaupten, und wie ich selbst gestehen muß, daß es einige Stellen zu sein scheinen; wie war es denn möglich, daß sie so viele Bewunderer erhalten konnten? Die Welt ist doch nicht aus lauter Blödsinnigen zusammengesetzt.

— Er. Das Beispiel einer großen Anzahl muß doch etwas sehr Anzügliches für Sie haben, indem Sie jedesmal wieder auf selbes zurückkommen, obschon ich Ihnen gezeigt habe, daß die große Anzahl nicht immer ein starkes Zutrauen einflöße. Ich will das letzte Mittel versuchen, Sie von diesem Vorurtheile abzubringen. Wir wollen die Personen durchmustern, die, vereint, für Sie eine so hinreissende Autorität haben. Nennen Sie mir alle diejenigen von Ihrer Bekanntschaft, und wir wollen sehen, was die Autorität eines Jeden von ihnen für ein Gewicht habe.

Würde ich die Herausforderung abgelehnt haben, so hätte ich meine Niederlage bekennen müssen. Ich mußte ihm sonach einige hersagen; doch brauchte ich die Vorsicht, nur die merkwürdigsten zu nennen. Ich bin, sagte ich, innigst befreundet vorzüglich mit Forlis, Ruville, Fresac, Framecourt, Solignac, Briare und Boisemont.

— Er. Und diese Herren werden wohl alle so ungläubig sein, wie Sie?

— Ich. Ganz gewiß! denn eben sie haben mich in den Unglauben eingeweiht; sie glauben an die christliche Religion eben so wenig, als an den Alkoran.

— Er. Sie nennen dieselben gelehrt, sie werden Ihnen demnach auch gute Gründe darüber angegeben haben?

— Ich. Wenn Sie darunter wahre Gelehrte verstehen, so sind sie es nicht alle; aber sehr liebenswürdig und in der Gesellschaft gern gesehen sind sie alle. Es bringt Ehre, wenn man ist, wie sie.

— Er. Möchten Sie mir sagen, worin ihr Verdienst bestehe? Zum Beispiele: was ist auch dieser Forlis für ein Mensch?

— Ich. Hm! der ist ein junger Mensch; sehr reich; er macht Verse wie ein Engel.

— Er. Und Ruville?

— Ich. Der? o diesen darf ich Ihnen als einen der ersten Mathematiker nennen.

— Er. Und Fresac?

— Ich. Fresac spielt ein treffliches Violin, weswegen er auch in allen Gesellschaften gesucht ist.

— Er. Und Framecourt?

— Ich. Der ist ein wahrer Gelehrter; er hat ganz Europa bereiset, und besitzet vier bis fünf Sprachen.

— Er. Und Solignac?

— Ich. Der hat alle Romane gelesen und hat die seltene Gabe, sie richtig zu beurtheilen.

— Er. Und Briare?

— Ich. In ganz Paris tanzet keiner so schön, wie er.

— Er. Und Boisemont?

— Ich. Oh! der ist eine wahre Perle, ohne Widerrede darf ich behaupten, es gebe keinen Philosophen, den er nicht gelesen hat.

— Er. Armer Alphons! So sind also dieses jene großen Autoritäten, die Ihre Meinung gebildet haben! Aber warum zählten Sie nicht auch Ihren Schumacher, Ihren Schneider, Ihren Bedienten dazu, und alle die berauschten Gottlosen, die sich in den Wirthshäusern betrinken und herumschlagen, und ebenfalls die Religion tapfer lästern? Wenn doch die Anzahl bei Ihnen ein so großes Gewicht hat, wäre sie ja dadurch um ein Beträchtliches angewachsen.

— Ich. Ach! was sagen Sie doch, mein Onkel! was stellen Sie doch da für eine Vergleichung an?

— Er. Gegenwärtig, mein Freund! ist sie sehr passend: sollte Jemand, der nichts als Beinkleider zu machen weiß, nicht eben so gut über Religion vernünfteln können, als Jemand, der nur Kurzweile zu machen versteht?

— Ich. Aber die, so ich nannte, haben Erziehung erhalten, die den andern mangelt. Hat man einmal einen gewissen Anfang der Wissen-

schaften, so hilft dieses schon, über Alles einigermaßen zu vernünfteln.

— Er. Was nützt Erziehung, wenn ihr die Religion fremd geblieben ist! Auch Sie, Alphons, haben Erziehung bekommen: aber falls Sie über Medizin, über Physik und Astronomie keine andere Kenntniß erhalten hätten, als da Sie ihre Theme und Versionen verfertigten, glauben Sie, ein Mediziner, ein Physiker oder Astrom würde ihre Vernünfteleien über diese Wissenschaften höher würdigen, als die Ihres Bedienten? Wenn Sie ein Haus bauen wollten, glaube ich, würden Sie doch eher von einem Baumeister, als bei Ihren Freunden, einen Entwurf suchen! Warum wollten Sie in einer noch weit wichtigern Sache nicht auf die nämliche Weise verfahren? Gestehen Sie es nur, Alphons! nicht die Gründe haben Sie bestimmt, sondern ihre Leidenschaften haben Sie verführt; und alle Uebrigen würden das nämliche Geständniß ablegen, wenn sie aufrichtig sein wollten; nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Zügellosigkeit des Geistes und des Herzens sind sie Unglaubige. Sie haben d'Alembert gelesen? Nun finden Sie eben bei ihm das Verdammungsurtheil, das er über das Betragen dieser Leute ausgesprochen hat. „Die Begierde, den Leidenschaften freien Zügel zu lassen", sagt er, „und die Eitelkeit, nicht wie die Menge zu denken, haben mehrere zu Ungläubigen gemacht, als alle sophistischen Verblendungen." Diese Leute, sagt Mon=

taigne a), möchten gern schlechter sein, als sie es sein können." Um sich von dieser Wahrheit noch mehr zu überzeugen, berathen Sie nur selbst Jene, von deren Beispiele Sie sich hinreißen ließen; suchen Sie sich mit ihnen über die Gründe ihres Unglaubens zu besprechen; und wenn Sie unparteisch und ohne Vorurtheil die Untersuchung anstellen, kann ich Ihnen sicher voraussagen, daß Sie aus dem Munde dieser Ihrer zahlreichen Unglaubigen nichts Anderes vernehmen werden, als fade Spötteleien, elende Ausflüchte, ja sogar nicht einmal ein gewisses — Vielleicht, — das einen Grund abgeben könnte, Sie durch einen Schein der Wahrheit auf einen Augenblick zu blenden. Das ist wohl ein trauriger Leichtsinn in einer Sache von einer solchen Wichtigkeit! Wird es deßwegen keinen Gott, keinen Himmel, keine Hölle, keine Ewigkeit geben, wenn ich diese Wahrheiten meines Nachdenkens nicht würdig erachten wollte?

Mein Freund! ohne deiner Gelehrsamkeit zu nahe zu treten, halte ich dafür, auch du wärest in Verlegenheit gewesen, auf solche Gründe aus dem Stegreif eine vernünftige Antwort zu geben. Was mich betrifft, muß ich dir bekennen: je mehr ich nachdenke, desto mehr fürchte ich, wir haben einen falschen Weg eingeschlagen. Ueberlege alles mit einer Bedächtlichkeit, wie sie eine so wichtige Sache fodert, und schreibe mir recht bald die Grün-

---

a) De l'abus de la critique en matiere de religion.

de, die du zu meiner Beruhigung hinlänglich findest; denn ich zittere bei dem Gedanken, wenn ich bekennen müßte, ich sei im Irrthume. Es wäre ein ungemein hartes Opfer für mich, mit 24 Jahren allen Freuden der Welt entsagen zu müssen: unterdessen kennst du mich; wäre es nothwendig, ich würde es bringen; es möchte mich kosten, was es will.

Fünfter Brief.

Eduard von Boisemont an Alphons von Mirecourt.

Paris, den 8. Sept. 1827.

Armer Alphons! ach wie traurig sieht es in deinem Verstande aus! wahrlich schäme ich mich des Gedankens, einem jungen Menschen Unterricht gegeben zu haben, der mir so wenig Ehre macht. Sieh! ein alter Mann liebkoset dich in Abgang eines andern Gegenstandes, betäubet dich mit seinem Geschwätz, besitzet einige Kenntnisse und einige gute Eigenschaften; und mit einem Male bist du sein Gefangener geworden! Mit Absicht antwortete ich so lange nicht, um zu sehen, wie weit dich deine Schwachheit treiben werde. Die Erklärung, die du am Ende deines Schreibens

giebst, machte mich lachen; das darfst du mir glauben. Zum Glücke war ich so bescheiden, daß ich es Niemand zeigte, du wärest sonst auf immer ein entehrter Mensch gewesen. Du schreibst: „würde dieses harte Opfer nothwendig sein; ich würde es bringen, es möchte mich kosten, was es will.“ Weißt du, daß in dieser Sprache etwas Romantisches, etwas Erhabenes und Heldenmüthiges liegt? Geschwind, mein Lieber! umgürte dich mit dem Gürtel des heil. Franz, ziehe eine Kapuze über deinen Kopf, hänge einen Rosenkranz zur Seite, und bettle von Haus zu Haus dein Brod! oder findest du auch diese Lebensart noch zu weltlich, werfe dich in einen finstern Wald hinein, oder erklimme eine hohe Felsenkluft, wo du, als andächtiger Eremit, deine Sünden beweinen und für uns andere Verworfene beten kannst, die wir unsere Zeit so traurig durchleben, indem wir Bällen, Schauspielen und Festen nachlaufen, die Dörfer durchsuchen und den verführerisch reizenden Gegenständen unsere Aufwartung machen... Aber nein! ich will stille sein, ich könnte sonst deinen Mund wässerig machen; und ich will durchaus deinen heiligen Beruf nicht stören.

Aber in der That, schämst du dich denn nicht, dem, was dir dein Onkel sagt, der ein gutes Kind sein mag, eine ernsthafte Aufmerksamkeit zu schenken? Vielleicht hat er in seiner Jugend mehr gethan, als du und ich. Du kennst ja das

Sprichwort: — „Da der Teufel alterte, wurde er ein Eremit.“ Lasse ihn seine Sünden abbüssen, und thue, was er that. Nach 40 Jahren hast du noch immer Zeit nachzudenken, ob du ihm auch in der Buße nachfolgen willst. Wenn es dazu kommen soll, wer weiß es, ob ich nicht auch, aus Zeitvertreib, mich mit dir in die Bruderschaft der Andächtigen einschreiben lasse, wenn mir die Freuden der Welt nicht mehr behagen. Aber ehe wir den Rosenkranz miteinander abbeten, wollen wir noch vorher trinken, essen und uns belustigen. Dieses Leben ist zu kurz, um auch nur einige Augenblicke zu verschwenden, Dingen nachzudenken, von denen wir doch keinen Begriff haben können.

Sieh' da, mein Lieber! in zwei Worten den besten Vernunftschluß, den du deinem Onkel entgegensetzen kannst. Ich fodere ihn heraus, er mag die Religion studiert haben, wie er will, uns einen Beweis für ihre Wahrheit anzugeben, dagegen wir, wenn er uns schon ganz spöttisch Ignoranten nennt, recht tüchtige Einwürfe machen können, woraus erhellet, wie es gar nicht so richtig mit ihr sein könne, als er vorgiebt. Wie könnte er sonach verlangen, daß wir uns für eine Sache, die, im Grunde betrachtet, eben so falsch als wahr sein kann, das ganze Leben hindurch Zwang anthun sollen? Hätte Gott wirklich gewollt, wir sollten an sie glauben; warum gab Er ihr nicht einen solchen Grad der Evidenz, dem wir unmöglich unsern Beifall hätten versagen kön-

nen? Allein Er hat sie in einen dichten Schleier eingehüllt, damit wir vernünftig denken können, es sei Ihm gleichgültig, ob wir an sie glauben oder nicht. Auch ist diese Meinung für Gott ehrenhafter, als jene der Theologen, die Gott schildern als eifersüchtig auf die Ehrenbezeugungen, die wir Ihm leisten; eben als wenn wir zu seinem Ruhme und zu seinem Glücke etwas beitragen könnten. Mit diesem einzigen Vernunftschluße, wenn du ihn geschickt anzubringen weißt, kannst du ihn während deines ganzen Aufenthalts im Schach halten. Begnüge dich unterdessen einsweilen mit diesen Gründen, denn für jetzt habe ich weder Muße, noch auch den Willen, die Zeit zu verschleudern, dir noch mehrere herzuschreiben.

Nach deinem lezten Briefe bist du in deine Untersuchungen so vertieft, daß du mich nicht einmal um Neuigkeiten befragtest: und dennoch giebt es einige, denen du deine Theilnahme nicht versagen kannst. Lezten Montag endete Framecourt sein schwaches Leben. Er hatte 30 Jahre und starb an der Abzehrung. Es ist traurig; doch durfte es ihm weniger Mühe machen, als einem andern: denn während seiner kurzen Dauer hat er für die Freuden mehr gelebt, als viele andere während langen Jahren. Seine Verwandten plagten ihn, er solle einen Priester rufen lassen. Er wehrte sich lange dagegen; doch da er wirklich fühlte, er sei am Aeußersten und müsse fortwandern, begieng er die Schwachheit, mit eindrin-

gender Stimme selber einen zu begehren. Man eilte einen herbeizuholen; allein da der Priester kam, hatte er schon die Besinnung verloren und es war nichts mehr zu machen.

Die kleine Gräfin hat mit dem Marquis gebrochen, der jezt alle Schande über sie aussagt, Sein Nachfolger ist zur Zeit noch ein Geheimniß, das sich aber bald aufdecken wird. Man nennt mehrere Werber; allein es ist noch nicht sicher, ob sie schon ihre Wahl getroffen hat; Sie führt noch immer ein glänzendes Haus, und man spielt dort fürchterlich. Lezthin verlor der Ritter Miremont zwanzigtausend Franken. Er reisete wie wüthend auf seine Güter, wo ihm seine armen Pächter den Schlag wieder vergüten müssen, die er gewiß nicht schonen wird, wenn sie ihm nicht Baares schießen können, womit er im Spiele sich wieder erholen und zugleich einige Gläubiger befriedigen kann, die ihm ernsthaft zusetzen.

Man sagt, wir werden auch bald den jungen Bachsmont verlieren, den wir so liebenswürdig fanden und der uns so artige Frühstücke gab. Sein Vater scheint eine falsche Spekulation gemacht zu haben, wobei er einen ungeheuren Verlurst erlitten, und noch überdies einen starken Banquerut von beiläufig einer Million gemacht hat. Da haben wir die Reichthümer der Banquiers! Heut starren sie von Gold und Morgen sind sie auf dem Strohe. Es thut mir sehr leid für seinen Sohn, der ein guter Mensch ist; und

für den armen Fresac, der bei ihm hunderttausend Franken auf große Interessen angelegt hatte. Böse Leute wollen sagen: sein Banquerut sei eine Spekulation, womit er seinen Verlurst vergüten will. Ich glaube es nicht.

Der Braußkopf von Saint=Ange, selbst sehr ausschweifend, ließ sich letzthin beigehen, eifersüchtig auf seine Frau zu sein. Der vielen Besuche wegen, die Bouville seiner Frau machte, fieng er Händel mit ihm an; sie schlugen sich, und der Eifersüchtige erhielt einen Stich, an dem er, wie die Aerzte versichern, wohl sechs Monate zu Bette liegen wird. Die Rache, die er an seiner Frau zu nehmen beschloß, hat sie dergestalt eingeschüchtert, daß sie glaubte, nicht klüger handeln zu können, als daß sie sich durch die Flucht rettete; sie läuft jetzt mit ihrem Cavalier in der Welt herum.

Paris ist jetzt in dieser Jahreszeit traurig. Die Gesellschaften sind aufgelöset, indem Alles auf dem Lande lebt; im Theater ist es nicht auszuhalten, die Hitze ist zu groß: auch verreise ich Morgen mit Forlis auf sein Schloß Marville; dorthin mußt du deine Briefe senden. Habe Acht, daß ich an meinem Zöglinge keine Schande erlebe.

Sechster Brief.

Alphons an Eduard.

Surville, den 15. Sept. 1827.

Wie viele traurige Zufälle meldest du mir, die sich seit meiner Abreise in Paris zugetragen! Den armen Framecourt bedaure ich von ganzem Herzen. Freilich genoß er während seines kurzen Daseins im Ueberflusse; aber deßwegen ist es dennoch hart, schon mit 32 Jahren zu sterben. Ich zweifle sehr, ob in seinen letzten Stunden das Andenken an seine genossenen Freuden ihm die Reue versüßen konnte, die er fühlen mußte, sich ein längeres Leben durch seinen eigenen Fehler abgekürzt zu haben. Wie bange mußten ihm seine Gewissensbissen und die Furcht gemacht haben, bei dem Zweifel über die Zukunft! was wir daraus abnehmen, daß er noch so spät einen Priester verlangte!

Hätte ich die traurigen Geschicke, die du mir so ganz kaltblütig hersagst, meinem Onkel erzählt, glaubst du wohl, daß dieses kein schöner Text für ihn gewesen wäre, eine Stafrede über die Welt zu halten? Und, unter uns gesagt, er hätte auch nicht ganz unrecht gehabt. Aber be-

ruhige dich, ich war nicht so unklug: soviel auch seine Reden auf mich eingewirkt haben, sind dennoch die Bande, die mich an die süßen Rückerinnerungen fesseln, zu stark, als daß sie so leicht könnten gebrochen werden.

Ich werde bisweilen auf mich selbst böse, daß sie mir noch so sehr anliegen, und einen Augenblick nachher bestürmen sie mich noch viel heftiger. Ich befinde mich in einer Lage, wo es buchstäblich wahr ist, wenn ich sage: ich weiß selber nicht, was ich will. Höre ich meinen Onkel, und noch mehr, betrachte ich ihn, wie er ist, so gut, sanft, geliebt, so glücklich und würdig glücklich zu sein; so ist es mir, als wäre mein Entschluß schon gefaßt, seine Tugenden nachzuahmen, um das nämliche Loos zu erwerben: kömmt mir aber Paris mit seinen Freuden wieder zu Sinne, so ist mit einem Male mein ganzer Entschluß wieder dahin; eine brennende Begierde treibt mich, diesen ruhigen Aufenthalt zu verlassen, und mich in Mitte dieser, mehr als verführerischen, Welt wieder hineinzuwerfen, die ich, ungeachtet aller Gefahren, nicht vergessen kann.

Ich hoffte, dein Schreiben würde meiner Unschlüssigkeit ein Ziel setzen, und mich durch gute Gründe in den Gesinnungen bestärken, die du mir beigebracht hast: allein einige Linien ausgenommen, die noch dazu ziemlich schwach sind und mir nichts sagten, was ich nicht schon zuvor wußte, fand ich nur Spötteleien über eine Sache, die

nichts weniger als Spöttelei verdient. Zwar bin ich leichtsinnig, ich muß es gestehen: allein in Augenblicken, wo ich ohne Zerstreuung ernstlich nachdenke, und mir das Wort — Ewigkeit — zu Sinne kömmt, muß ich gestehen, daß mich mein ganzer Leichtsinn verlaßt; und daß dieses Wort eine größere Aufmerksamkeit verdiene, als wir ihm gemeiniglich schenken. Selbst dein Brief, der doch ziemlich gottlos ist, hat meine Unruhe vermehrt. Du erkennest selber, die Religion, streng genommen, könne eben so wahr sein, als nicht. Allein wenn sie nun wirklich wahr wäre, was hätten wir da nicht alles zu fürchten? Letzthin las ich in der Bibliothek meines Onkels den La Bruyere. Höre, was dieser über den nämlichen Gegenstand spricht; ich habe die Stelle eigens für dich abgeschrieben: „Die Religion," sagt er, „ist entweder wahr, oder sie ist falsch. Ist sie nur eine Erdichtung, so hat der gute Mensch, der Karthäuser, der Eremit weiter nichts verloren, als etwa sechszig verträumte Jahre; übrigens läuft er keine andere Gefahr. Allein ist sie auf die Wahrheit selbst gegründet, welches fürchterliche Loos erwartet den lasterhaften Menschen? Die Einbildung schaudert vor der Idee der Uebel, die er sich zubereitet; der Gedanke ist zu schwach, sie zu begreifen; und die Worte mangeln, sie auszudrücken. Wahrlich, falls wir auch auf dieser Erde für die Religion weniger Gewißheit hätten, als wir wirk-

sich haben; würde dennoch die Tugend für den Menschen das Sicherste sein a)."

Wir zählen die Autoren, die denken wie wir, und beruhigen uns dabei: sollte uns nicht aus dem nämlichen Grund die Anzahl derjenigen Autoren erschrecken, die nicht wie wir denken, und die gar wohl die Erstern aufwiegen? Derjenige, den ich dir eben zitirt habe, scheint gar nicht so gut auf die Ungläubigen zu sprechen zu sein; denn gleich im Anfange dieses Kapitels sagt er: „Wissen es die starken Geister wohl auch, daß man sie nur ironisch — spottweise — starke Geister nennt? Giebt es denn schwächere Geister, als die, welche das Prinzip ihres Daseins, ihres Lebens, ihres Denkens, ihres Wissens, und selbst ihres endlichen Zieles nicht kennen? Giebt es eine größere Erniedrigung, als die eines Menschen, der zweifeln muß, ob seine Seele nicht ebenfalls nur materiell sei, wie der Stein, oder wie ein Wurm, und ob sie nicht auch verfaulen werde, wie die geringsten Geschöpfe? — Gehört nicht eine größere Stärke und Erhabenheit des Geistes dazu, um sich zur Idee eines Wesens zu erschwingen, das über Alles erhaben ist, von dem Alles ausgegangen, und zu welchem Alles zurückkehren muß; eines Wesens, das unendlich vollkommen und rein ist, das niemals anfieng und niemals aufhören wird; wovon unsere Seele der Abglanz und, wenn ich sagen dürfte, gleichsam ein geistiger und unsterblicher Theil ist?"

a) Ch. 16, Espris forts.

Unterdessen darfst du aus dem, was ich da sage, nicht schließen, meine Bekehrung sei schon vollendet: ich zittere schon bei dem Gedanken, wenn ich mir vorstelle, sie könnte möglich werden. Wie ich finde, man müsse wichtige Gründe haben, um den fürchterlichen Drohungen der Religion trotzen zu können: eben so finde ich, daß man auch wichtige Gründe haben müsse, um auf Freuden zu verzichten, die mir sonahe am Herzen liegen. Da mir deine Gründe nicht genügen, will ich meine eigenen Kräfte versuchen. Seit gestern habe ich angefangen, alle Einwürfe, die ich meinem Onkel machen will, aufzuschreiben, damit ich keine vergesse. Sobald die Arbeit fertig ist, werde ich muthig mit ihm in die Schranken treten, und der Kampf soll rasch vor sich gehen. Seit meinem letzten Briefe hatten wir keine zusammenhangende Unterredung mehr über diesen Gegenstand; nur wenige zufällige Sätze richtete er gelegentlich von Zeit zu Zeit an mich, aber nichts Ernsthaftes. Wir führten eine Zeit lang beinahe ein ausschweifendes Leben; wir hatten drei große Mittagessen außerhalb, zwei im Schlosse, und mehrere Jagdpartien. So zerstreut wir lebten, erhielt ich dennoch einige Lektionen, die, zwar nicht an mich gerichtet, dennoch Eindruck auf mich machten. Du kannst dir die richtige und für den Augenblick passende Geistesgegenwart meines Onkels nicht vorstellen, wenn er Jemand antworten will, der in seiner Gegenwart sich in Ansehung der Religion über die gebührenden Schranken hin-

ausſetzen will. Er hat ſogar eine gewiſſe Art, ſeine Bemerkungen hinzulegen, daß die Niederlage des Gegners ſeinen verzweifelten Handel verräth. Verwichene Tage mußte ich mich wegwenden, um nicht laut aufzulachen, als er ein junges ungläubiges Herrchen beſchämte, das ganz friſch, ich weiß nicht woher, ankam, und ſich wohl ſelbſt für eine wichtige Perſon muß angeſehen haben, indem es über Alles in die Länge und Breite abſprach. Dieſer winzige Herr fieng an über die chriſtliche Religion zu ſpotten, und machte ſich über die Stelle des Evangeliums luſtig: Selig ſind die Armen im Geiſte! Er kramte ſeine Weisheit vor fünf oder ſechs Perſonen aus, die in der Vertiefung eines Fenſters ſtunden. Mein Onkel, der ihm bisher alle ſeine Thorheiten ſtillſchweigend hatte hingehen laſſen, konnte die boshafte Auslegung, die er darüber machte, nicht mehr ertragen. Und als er ſogar noch ſich an meinen Onkel wendete, um ſeinen Beifall zu vernehmen (dieſer Herr verſtand ſich nicht gut auf die Phyſionomien), ſagte ihm mein Onkel: Ich will lieber mit den guten Männern Boſſuet, Fenelon, Pascal, Racine, Turenne und Conde eines einfältigen Geiſtes ſein, als eines hohen Geiſtes mit den Ausſchweifenden, Halb- und Ganz-Dieben und Galeerenmännern: auch habe ich erſt letzthin einen Bedienten entlaſſen, der, wie ich merkte, anfieng ſich auf die Höhe dieſer Herren zu erſchwingen. Da hätteſt du die Figur dieſes

guten Männleins sehen sollen, wie er rechtsum machte, und tanzend einem Spiegel auf der andern Seite zueilte, um seine Cravatte und Haare in Ordnung zu legen; sicher hättest du so wenig als ich eine ernsthafte Miene beibehalten können. Fünf Minuten nachher trafen wir zusammen, und da wir einander nicht kannten, klagte er bitter über die Unhöflichkeit des alten Herrn, nannte ihn einen Lichtlöscher, und sagte: Es ist gut, daß er so alt ist, sonst hätte ich ihn gelehrt, seine Worte besser abzuwägen. Ich war eben aufgeräumt, und schloß aus dieser lächerlichen Herausforderung: mein Mann habe eben so wenig Herz, als Geist. Um mich davon zu überzeugen, erwiederte ich ihm: Sie sollen dabei nichts verlieren; ich bin sein Nepot, und werde Ihnen für ihn zu Rede stehen. Da änderten sich auf einmal seine Gesichtszüge und seine Farbe, und nach einer kleinen Erholung erwiederte er mir: Es freuet mich ungemein für Sie, denn dieser Herr hat ein recht ehrwürdiges Ansehen. Darauf wieder eine Schwenkung rechts; und eine Viertelstunde darauf sah ich ihn einsteigen und nach Hause fahren.

Diese lustige Geschichte erzähle ich dir nur zum Zeitvertreib; das Wort meines Onkels hingegen ist nicht vorübergehend, und du würdest Mühe haben, etwas Gediegenes darauf zu antworten. Ich sah ihn nachher in ernstere Gespräche hineingezogen, woraus ich bemerkte, wie Unrecht die Welt habe, wenn sie der Religion Vorwürfe machen will.

Wir speis'ten auf einem benachbarten Schlosse, wo die Rede auf eine Person kam, die im Rufe steht, äußerst fromm zu sein. Kürzlich verlor sie einen Prozeß, von welchem ihr Vermögen und das ihrer Kinder abhangt. Mehrere Personen versicherten, sie habe den Prozeß aus Vernachläßigung verloren, indem sie sich in ihren Uebungen der Frömmigkeit, die sie sich angewöhnt hatte, nicht wollte stören lassen. Sie überließ die ganze Sorge der Vorsehung. Du kannst dir leicht vorstellen, wie jederman dieses Betragen mißbilligte; einige fiengen sogar an, die Frömmigkeit selbst lächerlich zu machen. Mein Onkel, der bisher geschwiegen hatte, nahm das Wort, nicht zwar, wie ich fürchtete, die Vernachläßigung selbst in Schutz zu nehmen, sondern nur die falschen Folgerungen, die man daraus zog, niederzuschlagen. Er bewies, wie ungerecht es wäre, die Frömmigkeit selbst, einiger ungeschickten Menschen wegen, zu verschreien; da die Frömmigkeit selber die erste ist, jede Vernachläßigung zu verdammen. Wenn gewisse Leute die Frömmigkeit überspannen, so liegt die Ursache entweder in einem irregeleiteten Geiste, oder in einem schwachen Charakter. Setzen wir, diese Leute wären Gottlose: aus der nämlichen Ursache würden sie weder vernünftiger noch thätiger sein. Einer alten andächtigen Frau, die auch am Tische war, wollte die Rede meines Onkels nicht behagen. Wie? mein Herr! sagte sie, bekannt als ein so frommer Mann, tadeln Sie

die Frömmigkeit? Gott bewahre, entgegnete er, nur den Mißbrauch tadle ich. — Sie — Kann man denn ein zu großes Zutrauen auf die Vorsehung setzen? Hat uns nicht Christus befohlen, nicht um Nahrung und Kleidung zu sorgen? — Er — Gott hat uns nur befohlen, keine übermäßige Sorge dafür zu tragen; aber nirgends hat er dem Nachläßigen und Trägen versprochen, schon gemachte Kleider und schon gebackenes Brod zu senden. Die Frau schien sich an dem Worte — Nachläßigen — zu stoßen, und sagte mit etwas Bitterkeit: Kann man wohl Leute so nennen, die zeitliche Dinge außer Acht lassen, um sich mit himmlischen zu beschäftigen? — Nicht ich, versetzte mein Onkel, nenne sie so, sondern ein Mann, dessen Autorität Sie nicht ablehnen werden; es ist der große Bossuet; er sagt: „Es giebt eine Hingebung an Gott, die von Kraft und Frömmigkeit erzeugt wird: es giebt aber auch eine, die von der Trägheit kömmt. Wer sich an Gott ergiebt, aber seinerseits nicht, so gut er kann, mitwirket, verräth Schwäche, Unentschlossenheit. . . . Gott hat uns Einsicht, Vorsicht und Freiheit nicht umsonst gegeben; er will, wir sollen sie anwenden. Wer das nicht thun, und in seinem Herzen sprechen wollte: ich lasse alles dem Gerathewohl über; wer glauben wollte, es gebe unter den Menschen gar keine Weisheit, unter dem Vorwand, weil sie der Weisheit Gottes untergeordnet ist; der würde mit Gott hadern, das Joch abwerfen und wie ein Verzwei-

felter handeln a)." — Ich wußte nicht, sagte unsere Andächtige, daß Herr Bossuet dieses ausgesprochen. — Mein Onkel erwiederte: Sie können Massillon auch dazu zählen; er sagte das Nämliche, nur mit andern Worten: „Derjenige macht sich einen unrichtigen Begriff von der Frömmigkeit," sagt dieser große Redner, „der sich dieselbe als schwach, furchtsam, unentschlossen, skrupulös, dumm vorstellt; der einen Fehler zu begehen glaubt, wenn er seine Pflichten erfüllt; der seine Schwachheit zur Tugend erhebt; der, wo er handeln soll, sich nichts zu unternehmen getraut; der immer zwischen öffentlichen Geschäften und zwischen seiner Andacht furchtsam schwanket; der die Religion anwendet, Unruhe und Verwirrung zu stiften, wo er damit nur Ruhe und Ordnung vermitteln sollte. Es sind dieses Fehler der Menschen, die sie mit der Frömmigkeit begehen, aber keineswegs Fehler der Frömmigkeit selber; es ist Schwachheit und Unwissenheit, wovon aber die Erhabenheit und Weisheit der Religion nicht selbst die Quelle ist: mit Einem Worte, es ist dieses das Uebermaaß der Tugend; allein eben da hört die Tugend auf, wo das Uebermaaß anfängt b)."

Da kannst du dir wohl einbilden, daß unsere Andächtige nach den Herren Bossuet und Massillon nichts mehr zu sagen wußte; aber auch die,

---

a) Pol. sac. Liv. 7. Art. 6. prop. 11.

b) Petit caréme, serm. du Dim. des Ramedux.

welche schon einige lustige Späße über die Frömmigkeit in Bereitschaft hielten, ließen solche ungeboren im Munde liegen.

Auch muß ich dir melden, wie mich bei einer Gelegenheit die Leichtigkeit des Ausdruckes und die Stärke der Vernunftgründe in Erstaunen setzten. Es war am Ende von einem der großen Mittagessen, die er, wie ich dir sagte, gegeben hatte. Man sprach viel über Politik, und zuletzt kam die Rede auf ein ganz neu herausgekommenes philosophisches Buch. Eine Person von der Gesellschaft nahm davon Gelegenheit, das Licht, welches die Philosophie verbreitet, und den Nutzen, den sie gestiftet, mit großem Nachdruck anzurühmen. Diese Person sprach sehr gut, und erhielt allgemeinen Beifall. Mein Onkel, auf welchen das Wort — Philosophie — beinahe die nämliche Wirkung macht, wie der Anblick des Wassers auf den Wasserscheuen, konnte diese Rede nicht unbeantwortet vorübergehen lassen. Mein Herr! sagte er zu dem Redner, es freuet mich, dem Talente Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, womit Sie uns ein so glänzendes Bild von den glücklichen Folgen entworfen haben, welche die Philosophie nach Ihren Ansichten hervorgebracht hat. Ehe ich aber in Ihre Lobeserhebungen einstimmen kann, bemerke ich, es gebe zwei Wissenschaften, die sich den Namen Philosophie beilegen. Die eine verachte ich eben so sehr, als ich die andere hochachte. Damit man aber nicht irre werde, welcher

von beiden ich meinen Beifall zolle, finde ich für passend, über beide meine Ansichten zu äußern.

Ein sehr tiefdenkender Autor sagt: Es giebt eine allgemeine Philosophie, die immer mitten unter den menschlichen Irrthümern aufrecht steht; ihre Lehre triumphirt siegreich über alle Abweichungen der Geister. Sie leuchtet eben sowohl aus barbarischen Zeiten hervor, wie aus den aufgeklärtesten Jahrhunderten; sie überlebt alle Verfolgungen und Verfinsterungen; sie bleibt immer die nämliche, ist jederzeit rein und erhaben; wir finden sie schon bei dem Entstehen der ersten Menschen; wir treffen sie in dem ganzen Laufe der Zeiten an, und selbst in den, durch die wirkliche sogenannte Aufklärung verderbten Gesellschaften erhält sie sich noch augenscheinlich a). Dieser Philosophie, mein Herr! zolle ich mit Freude meine ganze Hochachtung; ist sie nicht selbst schon Religion, so ist sie doch innigst mit ihr verwandt; sie vereinigt ihre Waffen mit jenen der Religion, um ihren gemeinsamen Feind zu bekämpfen; wie sie unsern Geist stärket, erweitert sie unsere Einsichten.

Wirklich aber giebt es auch eine zweite Philosophie, die, stolz auf ihre eigene Kraft, ohne andere Stütze einherschreitet, indem sie vorgiebt, sie brauche, um ihr vorgestecktes Ziel zu erreichen, keines äußern Beistandes. Diese Philosophie verachte ich, indem sie aus dem Irrthume ent-

---

a) Laurentie, Intr. a la Philos. c. 4.

quillt; ich fürchte sie der bösen Folgen wegen; ihre Wirkungen sind: das Unglück des einzelnen Menschen und der Untergang der Gesellschaft. Der rasche Fortgang, der sie begleitet, der Enthusiasmus, den sie hervorbringt, werden mich niemals zu ihren Gunsten verblenden. Von jeher waren die Menschen inconsequent und sehr leicht zu verführen; man darf nur ihren Leidenschaften schmeicheln und ihren Eigennutz auf einen Augenblick befriedigen. Ohne Rücksicht zu nehmen auf die Lobeserhebungen, womit man sie überhäuft, und um mich zu überzeugen, ob sie mein Zutrauen und meine Liebe verdiene oder nicht, untersuche ich vor allem ihre wirkliche Beschaffenheit; und da finde ich gleich Anfangs, sie sey weder eine Wissenschaft, noch eine Lehre, noch ein System. Und in der That, was für einen Namen kann man jenen Ausschweifungen von tausend Köpfen geben, die sich alle fortwährend bekämpfen, einander zerfleischen, und sich gegenseitig selbst aufreiben; was dann in meinem Geiste nichts zurückläßt, als einen traurigen Eckel an den vielen Widersprüchen, durch welche ich weder einen Strahl einer anerkannten Wahrheit durchblicken sehe, noch einen allgemein gültigen Grund.

Frage ich nachgehends diese Philosophen, welches der Gegenstand ihrer Philosophie sey; so werden mir die berühmtesten ihrer Lehrer antworten: Wir suchen die Wahrheit. Nun ja, dieser Zweck ist schön, das ist richtig; aber seit wann giebt es

solche Philosophen, die wirklich Wahrheit suchen? und welche Wahrheit haben sie schon entdeckt? Haben wir den Philosophen die Kenntniß zu verdanken, daß es einen Gott gebe, daß unsere Seele unsterblich sei, daß im andern Leben Belohnungen oder Strafen auf uns warten? Haben uns die Philosophen gelehrt, den Nächsten, wie uns selbst, zu lieben; arbeitsam, keusch, wachsam, treue Freunde, gute Bürger, gute Väter und Ehegatten zu sein? — Nein! alle diese Wahrheiten und Vorschriften waren schon bekannt, ehe es eine Philosophie gab. Welchen Nutzen hat sie denn gestiftet, da sie bekennen muß, die Wahrheit, die sie zu suchen über sich nimmt, sei schon entdeckt; und da sie nach tausendjährigen Mühen noch keine aufzeigen kann, die wir ihr zu verdanken hätten?

So nichtig ihre Wirkungen für das Wohl der Menschheit sind, eben so schädlich sind sie im Gegentheil für die Ruhe des einzelnen Menschen sowohl, als ganzer Staaten. Frech und verwegen schüttelt sie alles Joch ab, bestreitet jeden Gottesdienst, befeindet die Gottheit selbst, zerreißt die heiligsten Bande der Religion und der Sittlichkeit, und giebt vor, es gelte nur dem Aberglauben und dem Fanatismus. Unter dem Vorwande, das Heil der Völker zu befördern, trennt sie selbe von ihren Fürsten, und wecket das Mißtrauen der Fürsten gegen die Völker, die doch durch die Bande des Zutrauens und der Liebe innigst vereinigt sein sollten. Wo immer sie Obere und Häupter sieht,

lärmet sie über Despotie, und verdächtiget als Despotie jede gesetzliche Autorität, die, sollte sie auch Mißbräuche begehen, doch weniger zu fürchten wäre, als eine überspannte Freiheit und eine gänzliche Unabhängigkeit. Unter dem ewigen Geschrei von Tyrannei waffnet sie uns gegen Fürsten und Gesetze. Sie pflanzet den Egoismus, und verenget dadurch die Herzen, verhärtet sie, und macht sie unempfindlich; sie bewirket durch die nämlichen Schriften, in denen sie so oft von Menschlichkeit und Gutthätigkeit spricht, daß sich die Menschen immer mehr auf ihren persönlichen Eigennutz zurückziehen. Sie spricht den Leidenschaften, dem Luxus, der Wohllust rc. das Wort, entnervet die Menschen, und befördert eben dadurch den Untergang der Reiche. Mit einem Worte, — sie betrügt, verwirrt und verblendet uns eben, wo sie uns Aufklärung verspricht a).

Unter welchem Titel könnten wir einer Philosophie einiges Verdienst zuschreiben, deren Gegenstand eitles Blendwerk ist, deren Folgerungen unheilbringend sind, und — damit ich Alles sage — die in Ansehung ihrer Häupter so verächtlich ist? Durchsuche ich das Betragen der berühmtesten unter ihnen, was für ein anderes Gefühl könnte in mir erwachen, als jenes der Verachtung; z. B. gegen Bayle, der sich rühmt, gegen Alles, was gesagt wird und geschieht, zu protestiren; der d[illegible]

a) Comte de Valmont. lett. 46.

Liebe des Widersprechens so weit treibt, daß er Ereignisse läugnet, die ganz Europa wußte und anerkannte, und wovon die sprechenden Beweise vor seinen Augen lagen a). Was Voltaire betrifft, so schildern uns diesen unläugbare Urkunden als undankbar, als einen Verläumder, Dieb, Lügner, als unerträglich gegen die, welche unter ihm waren, und bis zur Niedrigkeit kriechend vor denen, die über ihn waren; ohne alle Rücksicht opferte er alles seiner Eigenliebe; er kannte kein anderes Gesetz, als seinen Eigennutz; keine andere Regel, als seine Leidenschaften, und keinen anderen Führer, als seinen Ehrgeiz. Was ist ein Rousseau, der es selbst gesteht, er schreibe nur, wenn ihn eine Gattung Fieber anwandle; der von Dummstolz aufgeblasen, von schändlichen Trieben beherrscht, seine eigenen Kinder in das Findelhaus schickte, während er eben ein Buch über die Erziehung der Kinder schrieb? Was ist ein Helvetius, der die Buhldirnen und die abscheulichsten Laster in Schutz nimmt? Was ist ein D'Alembert, der abgefeimteste Heuchler? Was sind so viele andere, welche die nämlichen Fußstapfen betraten, und die Lüge, die Verläumdung,

---

a) Er behauptete in einer großen Gesellschaft im Haag: Die Franzosen hätten die Schlacht bei Höchstett nicht verloren, obschon alle Zeitungen ihre Niederlage verkündet hatten, und wovon die Folgen vor seinen Augen zugegen waren, indem sich eben in der nämlichen Gesellschaft zwei Offiziere befanden, die dort zu Gefangenen gemacht worden waren.

zu ihrem Grundsatze, zur Gewohnheit, selbst zur Pflicht machten?

Wärest du zugegen gewesen, ich zweifle, ob du meinem Onkel etwas Vernünftiges hättest entgegensetzen können; aber das kann ich dir sagen, der Verfechter der Philosophie, der doch kein ungeschickter Mann zu seyn schien, gab sich wohl vergebliche Mühe, die Philosophie von diesem Verdammungsurtheil zu retten. Ueber die Schilderung, die mein Onkel von dem Betragen der Philosophen machte, entgegnete er ebenfalls mit der Schilderung vieler Christen, und selbst mehrerer Geistlichen, von denen uns die Geschichte große Ausschweifungen und große Laster erzählt. Aber mein Onkel schloß ihm schnell den Mund mit einer einzigen Bemerkung, auf die ich nichts zu erwiedern wüßte: „Die Christen“, sagte er, „handeln offenbar gegen die Lehre, zu welcher sie sich bekennen, wenn sie sich dem Laster ergeben; die Philosophen hingegen, wenn sie lasterhaft sind, handeln nach den Grundsätzen, die sie in ihren Schriften aufstellen. Was für eine Vergleichung wollen Sie anstellen zwischen einem Glauben, dem man ungetreu werden muß, wenn man lasterhaft werden will, und zwischen einem Glauben, dem man entsagen muß, wenn man tugendhaft werden soll?“

Du siehst sonach, wie ich im Anfange des Briefes schon sagte, daß ich zwar keine eigene Unterredung mit meinem Onkel über Religion

hatte, und ihn dennoch darüber sprechen hörte. Ich fand diese Erklärungen so wichtig, daß ich mir die Mühe nahm, die Stellen, die mein Onkel anführte, aus den Autoren selbst abzuschreiben, wofür du mir freilich wenig Dank wissen wirst. Unterdessen ist es dennoch ein Dienst, den ich dir leiste; es ist ein Gegengeschenk für die Spöttereien, die du mir gespendet hast.

Siebenter Brief.

Alphons an Eduard.

Surville, den 22. September 1827.

Die Arbeit, mit der ich mich, wie ich dir letzthin schrieb, seit einiger Zeit beschäftigte, ist nun fertig; allein als ich, wie ich es vor hatte, mit meinem Onkel darüber eintreten wollte, wandelte mich eine Furcht an; ich überlegte die Wichtigkeit des Kampfes, in den ich mich einlassen würde; und ich war beinahe entschlossen, es wieder aufzugeben. Dennoch gab mir ein Umstand, den ich dir erzählen will, wieder neue Kraft.

Nach einem langen Spaziergange, den wir in seinem Park machten, setzten wir uns in einer Grotte, die er eigens hatte zurichten lassen, um der Sonnenhitze auszuweichen. Er erzählte mir da einige Geschichten seiner Jugend, aus denen ich schloß,

er müsse nicht immer so eifrig fromm gewesen seyn, als er es wirklich in der That ist. Ich bemerkte es ihm, und ohne es übel zu nehmen, gestand er aufrichtig, wie er zwar niemals an den Wahrheiten der Religion gezweifelt habe, aber dennoch der zahlreichen Ereignisse wegen, die er in seinem Leben zu bestehen hatte, öfters die Pflichten der Religion außer Acht gelassen, und zuweilen sogar ihre Grundsätze vergessen habe. Vielleicht, sagte er, hätte mich dieser unglückliche Zustand am Ende in eine gänzliche Nichtachtung ihrer Gesetze hineingeführt, falls mich Gott nicht durch eine jener besonderen Fügungen der Gnade zurückgehalten hätte, die um so kostbarer sind, wenn der Mensch sie zu benutzen versteht; wo aber der göttliche Einfluß sich nicht so sichtbar ankündet, damit unserm Gehorsam das volle Verdienst werde. Eine einfältige Ueberlegung deckte mir den Abgrund auf, in welchen hineinzustürzen ich auf dem Punkte war. Von diesem Augenblicke an war meine ernste Sorge, diesem Abgrunde auszuweichen. Glücklich würde ich mich schätzen, sofern die Erzählung davon bei Ihnen die nämliche Wirkung hervorbringen sollte. Finden Sie Interesse daran, so sind mir die Umstände noch alle gegenwärtig, und ich kann sie Ihnen darlegen.

Mit Vergnügen, sagte ich ihm, würde ich sie hören. Darauf hub er an:

„Ludwig XVIII. trug mir im Jahre 1803 eine heimliche Sendung auf, wobei ich mich zu

Paris unter einem andern Namen aufhalten mußte. An einem heitern schönen Morgen im Herbste verließ ich die Stadt, genoß mit Freude die reine Landluft und gieng ganz unbedacht in der Ebene herum. Die schwarzen Sorgen, die mich drückten, verließen mich einen Augenblick, meine Einbildungskraft ergötzte sich an den zauberischen Umgebungen; ich ließ sie in den manigfaltigen Bildern und Bemerkungen herumschwärmen. Gierig ergriff sie das Bild des Glückes, womit sie sich selbst täuschte. Hingerissen von süßen Träumereien, schuf sie mir meine — ach! nur zu leeren Wünschen in Wirklichkeiten um: ich war glücklich; was konnte ich mehr verlangen? Wie oft glaubten die Menschen das Glück schon angefaßt zu haben, und sieh, es war nur ein Schatten! Auf einmal erblickte ich ein Schloß von großartiger und zierlicher Bauart. Ein breiter Zugang, ein überaus geräumiger Vorhof, niedliche Gärten, worin Natur und Kunst sich mit dem reitzendsten Luxus vereinigten; alles dieses verrieth den Aufenthalt einer hohen Person. Im ersten Augenblicke meiner Verwunderung sagte ich zu mir selbst: Glücklich der Mensch, der einen solchen Aufenthalt besitzt! Sein Leben muß in einer beständigen Abwechslung von Genüssen dahinfließen, und zahlreiche Freunde, die ihn umgeben, verkürzen ihm die Tage. Die Natur kann ihm

seine Vergnügungen nicht trüben, und selbst die Veränderung der Jahrszeiten bietet ihm neue Freuden dar. Vergnügt in der Stadt, fröhlich auf dem Lande, folgt ihm, wo er sich immer befindet, das Glück jederzeit auf dem Fuße nach. Und ich!!... Hier setzte ein augenblicklicher, aber heilsamer Gedanke mit einem Male die Gränze meiner traurigen Betrachtungen, denen ich mich überließ, da ich meine mühsame Lage mit derjenigen dieses reichen Besitzers verglich, dessen Loos ich beneidete: Thor! der du bist, sagte ich zu mir selber, wie kannst du ein Gut verlangen, das du nicht kennest? Weißt du, ob nicht unter dieser glänzenden Außenseite wirkliche und größere Uebel verborgen sind, als die deinigen? Dieser Unglückliche, dessen Wohlstand ich so thöricht beneidete, liegt vielleicht von tausend Schmerzen niedergebeugt auf seinem Krankenlager, und erwartet sehnsuchtsvoll den Augengenblick, der ihm die unerträgliche Last seines schmerzhaften Daseins abnimmt. Vielleicht ist er in seinen wichtigsten Entwürfen verrathen von seinem Freunde; entehrt von denjenigen, die er liebte; besorgt über sein Vermögen, das er durch Verschwendungen untergraben; zitternd für die Gesundheit eines Sohnes, oder niedergeschlagen über dessen lasterhafte Ausschweifungen. Wie könnte er wahrhaft glücklich sein, sollte ihn auch nur eine einzige dieser traurigen Lagen treffen? Falls ihn aber auch bis auf diese Stunde ein angenehmes Schicksal begleitete, wenn ihn auch so viele feind-

liche Umstände verschonten; so steht doch immer ein fürchterliches Dunkel der Zukunft vor ihm: es kann morgen, vielleicht heute noch die letzte Stunde ihn in seinen Freuden überraschen.

Niedergeschlagen durch diese traurigen Gedanken suchte mein Geist, der sich durch die vorigen Bilder eines Glückes berücken ließ, ein Mittel gegen diese unvermeidlichen Uebel, — und fand keines. Die zahlreichen Zufälle, die uns unaufhörlich bedrohen; die Krankheiten, denen wir ausgesetzt sind; der Tod endlich, dem keiner entflieht; alles dieses giebt uns keine andere Aussicht, als auf ein Glück, das sehr unsicher, oder nur von kurzer Dauer ist. Nein, rief ich auf, niemals wird der Mensch wahrhaft glücklich sein, wenn ihn nicht ein höheres Wesen, als er selber ist, vor jenen Sorgen sicher stellt, die allein schon sein ganzes Leben zu vergiften vermögen. Die Ursache, warum ich mich in meiner Einbildungskraft verlor, war die unauslöschliche Begierde und das mühsame Ringen einer menschlichen Seele nach unendlichen Gütern, indem endliche Güter sie niemals befriedigen werden. Einer jener gutthätigen Genien bereicherte meine Einbildungskraft mit den köstlichsten Gaben: Schätze, die eben so geschwind ersetzt als verloren waren; — eine unerschütterliche Gesundheit, aller Genüsse fähig, und um selbe noch zu erhöhen, eine schöne Gestalt, einen der Freude empfänglichen Geist, und Talente, die zur Erwerbung der tiefsten Kenntnisse reizten. Welchen Sterb-

lichen traf je ein so glückliches Loos? — Ich ging noch weiter, um die Gewährung aller meiner Wünsche zu sichern, überdachte ich eine ungewöhnliche Mannesstärke, abgehärtete Glieder, fähig, sich auch den schwierigsten Unternehmungen zu unterziehen; um desto schneller zum Ziele meiner Wünsche zu gelangen, durchschnitt ich die Luft mit den flüchtigen Schwingen der Schwalbe. Unverletzlich von den Elementen, ruhig in Mitte der Gewässer, der Flammen, und der friedlichen Einöde, war nichts im Stande mein gesichertes Wohlsein zu untergraben. Diesem Allem die Krone aufzusetzen, machte mich meine freigebige Blendung noch zum Erben des magischen Ringes des Mörders von Candaule, und fürderhin hatten selbst die Könige nicht Wachen genug, um ihre Heimlichkeiten vor mir zu verbergen. Welches Meer von Vergnügungen mußte ein solches Dasein versprechen? Mitten in diesen angenehmen Dichtungen wollte der Gedanke, die Freuden doch einmal zu verlieren, auf einen Augenblick meine Einbildungskraft trüben; allein ich befand mich viel zu wohl, als daß ich diese Dichtungen so leicht sollte fahren lassen. Auch mein großherziger Genius kam mir zu Hilfe, und ich warf den traurigen Gedanken so weit von mir, daß er mich auf lange Zeit nicht mehr beunruhigen sollte. Mein gütiger Genius flüsterte mir ein einziges Wort zu, und es stunden fünfhundert Jahre einer Glückseligkeit vor mir, um die mich die mächtigsten Könige der Erde be-

neiden würden. Dieses war mir noch zu wenig; ich verlangte tausend Jahre, und auch diese erhielt ich. Eine unbeschreibliche Freude ergriff mich; welcher Sterbliche dürfte seine augenblickliche Existenz mit meinem herrlichen Schicksale vergleichen? Das muß doch gewiß, sagte ich, das wahre Glück sein! O was für Opfer wollte ich bringen, um ein so kostbares Glück genießen zu können? Würde wohl der Preis der Ewigkeit, wovon die Hoffnung mir jetzt einzig eine Linderung in meinen drückenden Leiden gewährt, dafür zu hoch sein? Der Blitz kann nicht geschwinder leuchten, als mir diese unwillkührliche Lästerung entfiel. Unsinniger! sprach ich zu mir selber, was sagst du da? Haben denn nicht auch diese tausend Jahre einen lezten Tag, eine lezte Stunde? Würde ich dort nicht noch unglücklicher sein, als ich es wirklich bin? Was wäre dort aus allen meinen genossenen Freuden geworden? Wenn eine Million in den Peinen dahin geschwundener Jahre nur so zu sagen der erste Tag unaufhörlicher Schmerzen wäre, was würden mich alle meine vergessenen Freuden nützen? oder wenn der rächende Gott mir selbe in das Gedächtniß zurückrufen wollte, würden sie nicht vielmehr die Bitterkeit meiner Reue vermehren?

Niedergedrückt unter der Last einer solchen Betrachtung, sah ich nichts mehr vor mir als die Ewigkeit mit ihren geheimnißvollen Abgründen. Da begriff ich die Kluft, welche die Endlichkeit von der Unendlichkeit scheidet; ich verglich die

traurigen Weltfreuden mit der elenden Existenz eines großen Theiles der Erdbewohner; ich überdachte die glänzenden Luftbilder, an denen sich zuvor meine Einbildungskraft geweidet hatte, und die bei dem einzigen Gedanken an die unbegreifliche Ewigkeit dahin schwanden; da rief ich in meiner Betrübniß auf: Großer Gott! wie inkonsequent sind die Menschen! Wie unsinnig muß derjenige sein, der, um einem eiteln Luftgebilde eines Glückes nachzulaufen, das er niemals erfassen, und das ihm niemals genügen kann, für immer verzichtet auf jenen Strom der Freuden ohne Gränzen, ohne Maß, ohne Ende, die sein Erbtheil sein sollten, und der dafür auf sein Haupt alle jene Qualen der Verzweiflung herabruft, die eben so andauernd als empfindlich sein werden.

Diese Erzählung öffnete mir die Augen; ich sah, wie eitel alle Dinge dieser Welt im Vergleich mit der Ewigkeit seien. Alle meine Unschlüßigkeiten hatten ein Ende, und um mich selbst vor dem Rückfalle zu verwahren, benutzte ich meine erste Aufwallung, und eröffnete meinem Onkel den Entschluß, den ich gefaßt, ihn zu bitten, mich über einige Zweifel aufzuklären, die mich noch von der Religion zurückhielten. Ich war wohl sicher, meine Erklärung würde ihm Freude machen; aber eine so ausnehmend herzliche Freude, wie er zeigte, habe ich nicht erwartet. Diese konnte doch wohl nur von der Freundschaft entstehen, die er gegen mich trägt. Denn ich muß es noch einmal

sagen: welchen Vortheil könnte er dabei haben, ob ich ein Christ oder ein Gottloser sey? Er hat seine Religion gründlich studirt, und überzeugt, sie werde mich so glücklich machen, als er ist, wäre es sonach klug von mir, wenn ich, der die Religion gar nicht kennt, auf meiner Unwissenheit verharren und seine Erfahrenheit von mir stoßen wollte? Ich glaube, nichts könne dich hindern, ebenfalls ja zu sagen. Steigest du aber tiefer in dich selbst hinein, und achtest du nur allein auf deine Vernunft; so bin ich überzeugt, du werdest mein Benehmen billigen.

Jedem gebührt seine Ehre. Ich trug meinem Onkel auch die Einwürfe vor, die du mir in deinem Schreiben anzeigtest: und obschon du ein großes Gewicht darauf legtest, lösete er sie dennoch auf eine so genügende Art, daß er die ganze Zeit meines Aufenthaltes nicht einmal dazu brauchte; denn glaublich sind dir die listigen Advokatenstreiche wohl nicht zu Sinne gekommen, die man selbst gegen die offenbarsten Wahrheiten anwendet, bloß in der Absicht, die Sache zu verwirren; wodurch man, anstatt das Licht zu suchen, es vielmehr zu verdunkeln strebt, was aber ich nicht wollen kann. Vernehme also die Antworten, die er mir gab: Sie beklagen sich, „die Gründe der Religion seien nicht so überweisend hell, daß gar keine Einwürfe dagegen gemacht werden könnten, und schließen daraus, es sei Gott gleichgültig, ob wir daran glauben, oder nicht.“ Vor allem bemerke ich

Ihnen, daß Ihr Vernunftschluß dem Begriffe, den wir von den Vollkommenheiten Gottes haben, geradezu widerspreche. Denn wie wollen Sie diese Gleichgültigkeit Gottes, die Sie ihm da in Ansehung unseres Glaubens unterstellen, mit seiner Weisheit ausgleichen, wenn es wahr ist, wie es auch die Religion lehrt, Gott selber habe sie uns geoffenbaret? Anderseits, falls es doch mit der Religion nichts zu bedeuten hätte, wie könnte es ihm gleichgültig sein, wenn wir ihm eine Ehre erweisen wollten, die sich auf einen Irrwahn gründet? In beiden Fällen, die doch die einzigen möglichen sind, werden Sie eingestehen, mein Freund, daß wir Gott für ein inkonsequentes Wesen, oder gar als einen Freund des Teufels ansehen müßten. Einen solchen Begriff wird doch gegewiß Ihr Geist, und selbst Ihr Herz, von sich weisen.

Ohne uns bei dieser Bemerkung, dergleichen ich noch mehrere gegen Sie anführen könnte, aufzuhalten, frage ich: Wie! Sie wollen Gründe, gegen welche gar keine Einwürfe gemacht werden können? Sie wollen demnach Gott Gesetze vorschreiben? Sie wollen, Gott sollte sich offenbaren, nicht wie Er es in seiner Weisheit gut findet, sondern wie es Ihre Leidenschaften verlangen? Sie bringen da wieder ein Begehren vor, wie es die Juden thaten, da sie Jesum Christum kreuzigten: „Andere,“ sagten sie, „hat er gerettet, er soll sich jetzt selber retten; dann wollen wir an ihn glauben:

und Sie sagen: Wenn er will, daß ich an seine Religion glaube, so fordere ich, er soll mir selbe unmittelbar vom Himmel herab mit deutlicher Stimme verkünden. Allein, wer sind Sie denn wohl, um Gott Bedingungen vorzuschreiben? Braucht er Sie, oder brauchen Sie Ihn? Da Ihnen Gott genügsame Mittel an die Hand giebt, ihn zu erkennen und die ewige Belohnung, welche er Ihnen verspricht, zu erlangen; mit was für einem Rechte dürfen Sie noch stärkere Mittel fordern? Was berechtiget Sie zu sagen: Ich will solche Gründe, gegen die es gar keine Einwendung geben kann? Nicht nur gottlos, sondern noch überdieß inkonsequent wäre eine solche Rede: denn wenn Sie in allen übrigen Angelegenheiten dieses Lebens auf die nämliche Weise handeln wollten, wie gegenwärtig bei der Religion; so müßten Sie die offenbarsten, handgreiflichsten und gewissesten Wahrheiten ebenfalls läugnen. Was ist offenbarer, als daß es eine Bewegung gebe? Unterdessen hat sie dennoch ein Philosoph weggeläugnet; — denn was läugnen diese Leute nicht? Nur einige Schritte darf man vor einem solchen Pyrrhonisten machen, und diese einzige stumme Demonstration wirft alle seine Einwürfe über den Haufen. Die nämliche Bewandtniß hat es mit der Religion. Die Ungläubigen haben seit achtzehnhundert Jahren Einwürfe auf Einwürfe gehäuft; sie untersuchen, vernünfteln, entgegnen und schreien: die Religion aber setzt allen ihren Schwierigkeiten nichts anders ent-

gegen, als den Ausspruch Gottes, der uns die Religion gegeben; sie hat alle ihre Feinde zu Schanden gemacht, hat sie alle überlebt, und verfolgt herrlich ihren triumphirenden Lauf seit achtzehn Jahrhunderten. Sie muß demnach Gründe genug für sich haben; indem sie während einer so langen Zeit, unter beständigen und fortwährenden Angriffen, jederzeit, wie noch diese Stunde, geglaubt und ausgeübt ward von so vielen Millionen Menschen, die sowohl in Ansehung ihres Geistes als ihres Herzens jene Ungläubigen wohl aufwiegen werden, die Sie mir als Beispiele anführen.

Wenn Sie alsdann die Ursachen dieser Dunkelheit, die Sie der Religion vorwerfen, einsehen wollen; darf ich Sie nur auf das unendliche Mißverhältniß zwischen der Denkart der Menschen und der Denkart Gottes aufmerksam machen. Wir können uns ja mit aller angewandten Mühe kaum einige muthmaßliche Begriffe nur über einen kleinen Theil dieser physischen Welt erwerben; wie dürften wir den vermessenen Ehrgeiz hegen, das allgemeine System, das Gott befolgt, ergründen zu wollen; ein System das nicht nur das Physische, Moralische und Metaphysische, sondern zweifelsohne noch andere Ordnungen in sich schließt, für die wir weder Wörter, noch Begriffe haben? Der Autor, von dem ich das Gesagte entlehnt habe, bemerket: Wenn einer der heiligen Schriftsteller eine solche göttliche Eingebung gehabt hätte, daß er uns nicht nur einige vom Ganzen abgerissene Lehrsätze

mitgetheilt, sondern selbst diese Lehrsätze im Zusammenhange mit dem allgemeinen Plane der Gottheit vorgelegt hätte; so ist es keinem Zweifel unterworfen, wir hätten ihn nicht einmal verstanden: indem er von Grundprinzipien hätte herausgehen müssen, die für uns viel zu erhaben sind, eben weil die Kette aller Sätze zu lang und für uns unübersehbar geworden wäre. *) Allein obschon uns Gott die Kenntniß des ganzen allgemeinen Planes versagte — was uns aber auch nichts genüzt hätte — ließ er uns dennoch einige Theile davon sehen, damit unser Geist durch das, was ihm einleuchtete, empfänglicher würde, auch das aufzunehmen, was er nicht begreifen kann. Auf diese Art hat uns Gott in eine gewisse Entfernung von ihm gestellt; zwar nahe genug, daß wir ihn einigermaßen sehen können, und doch fern genug, um unserem Glauben und der schuldigen Ehrbezeigung, die er von uns fordert, ihr Verdienst zu lassen.

Allein, mein Freund! eben über diesen Punkt stehen Sie wieder in einem außerordentlichen Irrthum. Wahr ist es, Gott braucht unsere Ehrbezeugungen nicht: sie vermehren weder seine Herrlichkeit, noch seine Glückseligkeit; aber wir haben sie nothwendig, um seine Versöhnung, seine Barmherzigkeit zu erflehen; um ihm unsere Erkenntlichkeit für seine Gutthaten auszudrücken,

---

*) Maupertuis, Essai de philosophie morale.

und fernere Gutthaten von seiner Freigebigkeit zu erhalten. Ueberlegen Sie die Folgerungen, die sich aus Ihrer Meinung ergeben; sie werden leicht einsehen, wie sie dahin abzielen, daß sich der Mensch von aller Abhängigkeit von Gott, von aller Erkenntlichkeit gegen seinen Gutthäter lossage, und das Band auflöse, das den Himmel mit der Erde verbindet. Welchen Begriff müßten Sie sich von Gott machen, wenn Sie glaubten, er könnte gleichgültig sein bei einer so strafbaren Trennung von ihm, und bei einem so ungeheuern Undank des Geschöpfes gegen ihn, das er mit so kostbaren Gütern überhäuft hat.

Nun, mein lieber Widersacher! was könntest du den Gründen meines Onkels entgegensetzen? Ich erwarte deine Gegenrede; außer du müßtest es klüger finden, dich anzustellen, als verachtetest du sie, und hieltest es nicht der Mühe werth, dich damit abzugeben. Unterdessen will ich dich benachrichten, was ich aus meinem eigenen Vorrathe hervorgebracht habe. Wenn schon dein Zögling geschlagen ist, und du mit ihm; so könntest du vielleicht dennoch finden, er habe alles gesagt, was sich vernünftiger Weise sagen läßt. Ich will die Erzählung davon für den nächsten Brief aufsparen; denn meine Hand ist müde, und der Brief ist ohnehin schon ziemlich lange.

Achter Brief.

Alphons an Eduard.

Surville, den 22. September 1827.

Ich wollte dir gestern schreiben, allein das Wetter war gar zu schön; ich zog eine Treibjagd vor, die uns fünfzehn Haasen und acht und zwanzig Feldhühner eintrug. Heute ruhe ich aus, und will die Zeit benutzen, dir die Fortsetzung meiner Unterredung mit meinem Onkel niederzuschreiben.

Ich habe letzthin da aufgehört, wo er mir bewies, wir seien zu einem Gottesdienste verpflichtet. Da ich ihm nichts zu erwiedern wußte, gestund ich ihm seinen Vortrag ein, aber bestritt ihm die Nothwendigkeit eines äußern Gottesdienstes. Gott sagte ich, muß im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden, und alle die äußeren Uebungen der Andacht, die kirchlichen Zeremonien, und die Pracht, die man an den Festtagen sieht, scheinen mir durchaus unnütze.

Die Einwendung, erwiederte er, die Sie da machen, ist gar nicht neu; es ist schon ungemein lang, seit sie das erstemal widerlegt wurde; und wer sich jetzt noch darüber verblenden wollte, für den wüßte ich keine Entschuldigung. Wahr ist es, sicher würde Gott mit bloß äußerlichen Zeichen der Andacht nicht zufrieden sein: allein wenn dennoch diese äußerlichen Zeichen nothwendig, oder meinetwegen nur nützlich wären, die inneren Ge-

fühle der Liebe, der Hochachtung, der Anbetung und des vielfach schuldigen Dankes zu erregen; wenn sie beitragen, diese Gefühle in unsern Herzen beständig zu unterhalten, zu ernähren und zu bestärken; würden Sie es wagen, das Verwerfungsurtheil über sie auszusprechen? Oder wollten Sie zweifeln, daß sie wirklich diese Wirkungen hervorbringen? Sehen Sie nicht aus der Erfahrung, wie man durch große Vorstellungen und Spektakel das Volk anziehen könne? Ein scharfsinniger Autor — der Freund der Menschen — sagt: Entkleidet die Religion von aller äußern Zierde; und sie wird bald in das Reich des Mondes verwiesen sein. Der gelehrte Fleury schreibt: Alles, was einen Eindruck auf unsere Sinne macht, die Schönheit der Tempel, die Ordnung der Versammelten, ihr Stillschweigen, der Gesang, die Majestät der Zeremonien, alles dieses erhebt selbst den geistreichsten Menschen, und ist um so mehr unentbehrlich für das ungebildete Volk, um ihm eine hohe Idee von der Religion beizubringen, und es aufzuwecken, dieselbe mit Liebe zu befolgen. (1) Schon öfters hat es den Protestanten Mühe gemacht, daß man bei ihnen alle Pracht bei dem Gottesdienste verworfen, und sie dadurch der süßen Eindrücke beraubt hat, die den Glauben durch die Zeichen des Gefühles der inneren Andacht nähren. Ein englischer Philosoph,

---

(1) Introd. hist. eccl. p. t. c. 6.

der Zeuge war, welchen Eindruck die Pracht der Zeremonien auf das christliche Volk machte, scheuete sich nicht zu bekennen: „Ich beneidete den Zustand dieses Volkes, und verwünschte vom Grunde meines Herzens den Stolz der Philosophie, die mit ihrer Kälte, mit ihren unschmackhaften Triumphen, uns in einen stoischen Unempfindlichkeit einwiegen, und die süßesten Gefühle der Seele ersticken" a). In der Gallerie zu Düsseldorf sah ein protestantischer Pastor ein herrliches Bild, das Christum in seinem Leiden vorstellt, und rief: „Fluch sei dem Calvin, der die heiligen Bilder verwarf! Dieser Anblick meines Erlösers macht einen größern Eindruck auf mich, als alle Predigten, die ich jemals hörte, oder selbst verfertigte." Graf Stollberg drückte sich, nach seiner Bekehrung, auf diese Weise aus: „Hätte ich auch nicht selbst mit meinen Augen den beinahe vollendeten Sturz des Protestantismus gesehen; wäre ich dennoch nicht mehr länger in jenen Hallen ohne Altar und ohne gegenwärtige Gottheit (præsens Numen) verweilet" b). Ich möchte mich gern einer Stelle erinnern, die mir wichtig schien, um sie Ihnen aus dem Gedächtniß herzusagen: aber falls Sie begierig sind, selbe zu vernehmen, können wir ja in die Bibliothek gehen, wo Sie selbe selbst lesen können.

Ich nahm den Antrag an und that noch mehr,

a) Brydoue Voya en Sicile & a Malte.
b) Briefe an Lavater 16. Oct. 1800.

als er mir antrug; denn sie gefiel mir so wohl, daß ich sie aufschrieb, um sie dir zuzusenden. Hier hast du sie; benutze sie: „Wie Gott die Materie mit dem Geiste vereinigte, eben so verband er sie auch mit der Religion; und dieser Verband ist so wunderbar, daß, wofern die Seele, durch was immer, nicht frei wäre, ihren Eifer im Gottesdienste durch Worte, Ringen der Hände, oder Verbeugungen auszudrücken, sie fühlen würde, es mangle ihr ein Theil des Gottesdienstes, und noch dazu jener Theil, der ihr am meisten Trost gewährt. Ist sie aber frei, ist sie innerlich durchdrungen und sichtbar gerührt; so erhebt sie die Augen zum Himmel, streckt die Hände aus, stimmt Loblieder an, wirft sich auf die Knie und betet auf manigfaltige Weise an; die Thränen, die ihr Liebe und Reue auspressen, sind Balsam für ihr Herz und ersetzen, was sie nicht auszudrücken vermag. Auch scheint es, es sei nicht so fast die Seele, die den Leib zu ihrer Andacht und Religion zu Hilfe ruft; sondern es sei der Leib selbst, der sich hurtig zur Hilfe eindringt, um das zu ersetzen, wozu der Geist allein unvermögend ist. Auf diese Weise ist der Leib, auch im geistigsten und göttlichsten Wirken der Seele, der öffentliche Herold und Priester: eben wie bei einem Martirer der Leib der sichtbare Zeuge und Schützer der Wahrheit gegen jeden Angriff ist, der auf sie gemacht wird“ a).

---

a) Extrait de l'Encyclopedie, art. Religion.

Da ich mit Abschreiben fertig war, fuhr mein Onkel fort: „Bisher habe ich Ihnen nur von der Nützlichkeit der Aeußern Gottesverehrung hauptsächlich, und nicht so fast von ihrer dringlichen Nothwendigkeit gesprochen; allein ich will es nicht bloß bei dem Beweise der Nützlichkeit bewenden lassen; ich will Ihnen auch beweisen, sie sei unbedingt nothwendig, was sich eben so leicht darthun läßt, als das Vorige. Dafür dürfte ich ohne Anderes die Frage an Sie stellen: ob Sie es für möglich halten, sich eine Religion — wahre oder falsche ist gleichviel — zu denken, ohne sichtbare und gemeinschaftliche Zeichen, oder Sakramente, welche ihre Anhänger zusammenbinden und von Anderen unterscheiden. So lange Sie mir diese Möglichkeit nicht beweisen können, bin ich berechtiget, zu schließen, sie sei unausweichlich nothwendig; allein ich will Ihnen noch andere Gründe anführen. Ich will einen Gelehrten für mich sprechen lassen; dieser sagt: Gott schuf den ganzen Menschen, und er schuf ihn nur für sich; es hat demnach der Mensch die Pflicht, mit allen seinen Theilen Ihn zu verehren. Die Seele bringet Gott ihre Ehrfurcht dar, — sollte der Leib davon ausgenommen sein? Nein; um mit dem Propheten zu reden: kein Gebein des Menschen, sagt er, ist ausgenommen, das Gott nicht loben und zu Ihm sprechen muß: Herr! nichts gleichet Dir. Wären wir reine Geister, würde auch unsere Religion

ganz innerlich, wie jene der Engel, sein. Aber unser Geist ist mit einem Leibe vereiniget; jeder Theil unseres Wesens muß Gott nach seiner Weise ehren.“ a)

Um Ihnen über diese wichtige Frage jeden Zweifel zu benehmen, öffnen Sie die heiligen Bücher; Sie werden den Beweis finden, wie Gott selber diesen äußern Gottesdienst vorgeschrieben habe. Sie werden in der That sehen, daß die Kinder Adams, die doch keinen andern Lehrer hatten, als ihren Vater, den Gott selbst belehret hat, dem Herrn Opfer dargebracht haben, was die folgenden Patriarchen insgesammt ebenfalls thaten. Die Zeremonien waren weder so ganz einfach, noch von allem Sinnlichen entkleidet; denn wir finden da Gebete, Verbeugungen, Altäre, Opfer, Abwaschungen, Reinigungen, Fasten, Gelübde, Weihungen und Eide. Unter dem geschriebenen Gesetze sehen wir wieder die nämlichen Zeremonien, die Gott selber angeordnet, aber mit vielen Gebräuchen vermehrt hat, die alsdann mit einer Pracht und Herrlichkeit vollzogen wurden, welche die Einfachheit der ersten Patriarchen nicht einmal erreichen konnte.

Allein vielleicht haben alle diese Zeremonien bei dem neuen Gesetze, das viel vollkommener und geistiger ist, als das alte, aufhören müssen? Es läßt sich dieses gar nicht denken; indem Jesus

a) Dom Jamin, Pensées theologiques, ch. 2.

Christus selbst die Taufe, die Eucharistie und andere Sakramente anordnete, und die Form der Liturgie durch die Apostel einführen ließ. Wenn Er, wie der Prophet, den festgesetzten, bloß äußern Kultus, an dem das Herz keinen Antheil nimmt, verworfen hat, lobte Er dennoch die äußern Zeichen der Zerknirschung an dem Publikan, und das Opfer der Wittwe; Er befahl das Gebet; und über die Reinigungen und Werke der Liebe sagte Er: man müsse das Eine thun und das Andere nicht unterlassen.“

Die Nothwendigkeit religiöser Zeremonien gab ich meinem Onkel zu; aber ich gab ihm zu verstehen, ob sich in der Pracht und Herrlichkeit, welche die Kirche dabei anwendet, nicht ein Mißbrauch einfinde?

Diese Einwendung, sagte mein Onkel, erwartete ich; sie ertönt in dem Munde aller unserer Unglaubigen und heutigen Oekonomisten. Diese Herren finden gar nichts auszusetzen an den Reichthümern, die bei öffentlichen Festen und für die Schaubühne, wo die Sitten leiden, verschwendet werden: aber bei einem Schauspiele der Religion, wo die Menschen unterrichtet, zur Tugend erweckt und mit der Hoffnung einer glückseligen Zukunft getröstet werden, da bedauern sie jede Auslage. In ihrer süßen Empfindelei von Menschenliebe entziehen sie dem Volke das einzige und wahre Mittel, Trost zu finden in seinem Elende; sie ent-

reißen ihm den einzigen Beweggrund, der ihm noch Muth einflößen könnte, auszuharren und sich in sein Schicksal zu ergeben. Hingegen öffnen sie dem Volk Spielhäuser, Wirthshäuser, Unzuchthäuser, und wie alle die Schulen des Lasters heissen, aus welchen sowohl für den Staat, als für die Familien unfehlbar nichts als Unruhe, Verwirrung und Unordnung hervorgeht. Lassen Sie, mein Freund! den Unsinnigen ihren Unsinn auskramen; wir wollen, um die aufgeworfene Frage vollends zu beantworten, nur allein den gesunden Menschenverstand und die Erfahrung aller Völker zu Rathe ziehen.

Diese werden uns sagen: Es muß dem Menschen von der göttlichen Majestät ein hoher Begriff beigebracht werden, und erhaben muß der Dienst seyn, den wir Ihm darbringen; allein dieses kann nur vermittelst einer äußern Pracht bewirkt werden; indem der Mensch nur durch die Sinne angeregt wird. Dieses ist der Grundsatz, von dem wir ausgehen müssen. Niemals werden wir die Einbildungskraft des Menschen recht in Anspruch nehmen, wenn wir ihm nicht Gegenstände vor Augen legen, auf die er einen bedeutenden Werth setzt. Findet das Volk in der Religion nicht die Herrlichkeit, die es in bürgerlichen Zeremonien beobachtet; siehet es, daß man Gott nicht mit der nämlichen prachtvollen Ehrfurcht behandelt, die man den Mächten dieser Erde darbringt;

welchen Begriff soll es sich denn von jenem großen Machthaber machen, den es anbetet? 1)

Einer der gefährlichsten Feinde der christlichen Religion (2) sah diese Wahrheit nur zu gut ein, als er, um sie zu vernichten, ihr den Glanz ihres Gottesdienstes entzog. Der Verfasser des Geistes der Geschichte sagt: er verstieß sich in seiner Berechnung nur darin, daß er diese Religion nur für ein Menschenwerk ansah. Eine ähnliche Prüfung hielt der Protestantismus nicht aus; der Zustand, worin wir ihn in unsern Tagen erblicken, und in welchen ihn die gänzliche Entkleidung und Leerheit seines Gottesdienstes versetzt hat, beweiset vollkommen, was ich bisher sagte. Selbst die Unglaubigen gestehen, daß in England die Einschränkung des Gottesdienstes die Andacht vertilgt, und den Atheismus und den Unglauben ausgeboren habe.

Um Ihnen das Erwiedern zu ersparen, will ich Ihnen selbst die Einwürfe, die Sie mir machen könnten, anführen, und noch andere dazu aufzählen, an die Sie vielleicht jetzt nicht gedacht hätten, und die später Ihnen zu Sinne kommen und Sie verwirren könnten. Man sagt ferner: diese Pracht bei den religiösen Ceremonien sey nicht nothwendig; die ersten Christen dachten hierüber anders; sie kümmerten sich wenig um Tempel und Altäre. — Mitten in dieser Allheit muß derjenige ange-

---

1) Bergier Dict. Theol. art. Culte.
2) Julien l'Apostat.

betet werden, der der Urheber davon ist. Der höchsten Majestät würde es viel würdiger und anständiger seyn, wenn auf einer Anhöhe von großartiger Aussicht ein Stein zum Altare errichtet würde; als jene Gebäude, in welchen seine Allmacht und Größe zwischen vier Säulen zusammengedrängt scheint. — Das Volk gewöhnt sich um so leichter an die Pracht der Zeremonien, indem sie von seines Gleichen aufgeführt werden, es diese beständig vor sich sieht, und sie somit nicht geeignet sind, großen Eindruck auf selbes zu machen; im Gegentheil werden sie, eben des Angewöhnens wegen, bald gleichgültig werden.

Die erste dieser Einwendungen ist entweder eine offenbare Unwahrheit, oder sie ist von einem blinden Vorurtheil eingegeben. Will man von jenen Zeiten sprechen, wo die Christen ihre Religion frei ausüben konnten; so ist die Einwendung eine offenbare Unwahrheit; denn die Geschichte zeigt uns ihr Bestreben, Tempel zu erbauen, sie auszuzieren und alles anzuwenden, den religiösen Zeremonien alle mögliche Pracht und Herrlichkeit zu verschaffen. Will man aber von den Zeiten der Verfolgungen reden, so ist es wahrlich ein blindes Vorurtheil; denn da die Christen, um ihre heiligen Geheimnisse zu feiern, sich verbergen mußten, wie konnten sie auf Erbauung von Tempeln denken, die ihre Feinde entheiligt und zerstört haben würden? —

Auch die zweite Einwendung ist offenbar falsch. Wahr ist es, der Anblick des Himmels und einer großartigen Aussicht kann auf gewisse Leute einen Eindruck machen, aber auf das gemeine Volk macht er gewiß keinen so starken Eindruck, als ein wohlgezierter Tempel. Dem gemeinen Volke ist der Anblick des Himmels und einer ländlichen Gegend gewiß nicht so auffallend, als der Anblick prächtiger Zeremonien; es ist gar nicht zum Romantischen, und noch weniger zum betrachtenden Leben geneigt; es muß Gegenstände vor sich haben, die für seine Denkart geeignet sind. Wer dem Volke von dem Laufe der Sterne und von der Herrlichkeit der Natur sprechen wollte, müßte glücklich seyn, wenn es seine Rede nur anhören würde. Zeige dem gemeinen Mann das Bildniß Jesu Christi, wie er am Kreuze zur Tilgung unserer Sünden stirbt; erwecke sein Herz zur Zerknirschung durch die ernsten Töne eines guten Gesanges, vereint mit bedeutenden Zeremonien; so wirst du sein Herz zu den Empfindungen stimmen, die du in ihm erwecken willst; er wird seinen Gott anbeten, und nicht ohne Entschluß, Ihn ferner nicht zu beleidigen, davon gehen.

Die dritte Einwendung kann nur von einer schändlichen Unredlichkeit, oder einer außerordentlichen Verblendung hervorgehen. Sie dürfen diejenigen, welche diese Einwendung machen, nur an einem großen Festtage in unsere Tempel schicken; sie werden dort bis zur Ueberzeugung sehen, wie die

dort versammelte Menge bei der Pracht und Majestät unserer Zeremonien durch die Gewohnheit gewiß nicht gleichgültig geworden ist.“

Ich räumte meinem Onkel über alle diese Punkte gar gerne den Sieg ein; theils aus der guten Ursache, weil ich nichts zu erwiedern wußte; theils, weil ich noch eine Einwendung im Vorrath hatte, von der ich mir Vieles versprach, und die ich mit vielem Fleiße zubereitet hatte. Auch war es beinahe eine akademische Rede, worin ich ihm das Elend der Armen schilderte, und es mit dem Luxus in den Tempeln verglich; ich endete mit einem Schlusse, den ich mich befliß, recht rührend zu machen. Ich fragte ihn, ob er es nicht selber der christlichen Liebe angemessener finde, das Geld, des zum Unterhalt eines, im Grunde dennoch nicht unbedingt nothwendigen, Luxus verwendet wird, der Linderung unglücklicher Menschen zu widmen?

Meine Beredsamkeit brachte die erwartete Wirkung nicht hervor. Es giebt Leute, die sich durch schöne Reden blenden lassen, die eine Frage nur nach jener Seite beurtheilen, nach welcher sie ihnen vorgetragen wird, wo dann die Sache gefällig bejahet wird; aber es giebt auch andere Leute, die nicht so gefällig abschließen, sondern die Sache nach allen ihren Seiten ins Auge fassen; und zu diesen Letztern gehört mein Onkel; und da kam ich schon wieder zu kurz.

„Ja wohl, sagte mein Onkel, Ihre Einwendung hat wirklich einigen Schein für sich; für einen wahr-

haft nachdenkenden Mann aber hat sie durchaus keinen Grund. Welches sind wohl die gewöhnlichen und beinahe allgemeinen Quellen der Armseligkeit des Volkes? Nicht wahr, der Müßiggang und eine schlechte Lebensart? Wer verstopft diese Quelle des Elendes am thätigsten? Ohne Widerrede ist es die Religion. Wie kann man bewirken, daß der Mensch diese Religion lieb gewinnt, die ihn lehrt, die Quelle der Uebel zu vermeiden, unter deren Last er so oft niedergebeugt seufzet? Wir haben es so eben gesehen: nämlich, wenn der Reiz der Pracht und Majestät unserer Zeremonien ihn in die Kirche zieht. Es trägt also der Reichthum unserer Kirchen auch schon in dieser Hinsicht, etwas bei, um dem Elende des Volkes vorzubeugen. Aber wir wollen weiter untersuchen; vielleicht entdecken wir noch andere, nicht minder auffallende, Gründe. Setzen wir: Alles, was Sie in unsern Tempeln für überflüßig ansehen, sei gar nicht da, und das Geld, das es hätte kosten können, wäre den Armen ausgetheilt worden. Dieses Geld würde vielleicht zehn-, zwanzig-, dreißig-, vierzigtausend Franken betragen haben. Wenn wir annehmen, in einer Pfarrei, die eine solche Kirche hat, befänden sich fünf-, zehn- bis fünfzehntausend Arme, wie wir es vielfältig in Paris sehen, so träfe einen jeden ein für allemal (bemerken Sie das wohl) zwei-, drei-, vier- oder fünfhundert Franken. Wären sie in einem, um Vieles bessern Wohlstande? Ist es für sie nicht ungemein vor-

theilhafter, wenn sie statt einiger Kreuzer, welche die Meisten sehr bald im Wirthshause vertrunken hätten, für lange Zeit eine wohlgezierte Kirche haben, wo sie hinwallen, von ihren Arbeiten ausruhen und jene Liebe zu allen Tugenden schöpfen können, die sie weit besser vor Elend bewahren, als jene schwache Unterstützung, die Sie den Armen dadurch entzogen glauben."

Diese Rede meines Onkels fiel mir auf, ich wußte, wie gutthätig er sey, und eben darum schien mir diese Rede seiner Wohlthätigkeit entgegen zu seyn. Wie, sagte ich, Sie wollten einen Armen, der Sie um Brod bittet, in die Kirche schicken, um zu beten? Heilig möchte das wohl seyn, aber nicht hungerstillend. Sie verstehen mich nicht gut, erwiederte er; oder Sie gehen neben der Wahrheit vorbei, um einen Spaß zu sagen, der bei dieser Gelegenheit nicht wohl angewendet ist. Wäre die Gesinnung, die Sie mir zumuthen, die meinige, müßte ich ja selbst meine Religion verläugnen, die mir das Almosengeben so streng und deutlich anbefiehlt; Gott verhüte! dieses ist nicht meine Gesinnung! Aber wenn ich den Armen mittheile, kann ich denn nicht auch zugleich etwas zur Verherrlichung des Gottesdienstes beitragen, und dieses um so mehr, da dieser Beitrag viel seltner statt hat, als jener für die Armen; und da selbst das, was ich für die Kirche gebe, auch zum Vortheil der Armen gereicht? Unter den Ausgaben an die Kirche, die Sie mißbilli-

gen, werden Sie doch wohl jene nicht verstehen, die täglich zum Unterhalte des Gottesdienstes unumgänglich nothwendig sind; denn auf diese Art würden Sie ja gar keine Religion wollen. Also diese Ausgaben abgezogen, überlegen Sie, wie die übrigen nur in langen Zwischenräumen, vielleicht nur alle halbe Jahrhundert, vorkonmmen, und Sie werden wohl begreifen, wie die Kirche vermittelst der Schankungen von den Reichen, der Vermächtnisse von Sterbenden, und der Stiftungen frommer Seelen, die Majestät ihrer Zeremonien gar wohl mit der Sorge vereinbaren könne, die sie den Armen schuldig ist. Endlich wüßte ich noch einen Grund, der Ihre letzten Zweifel heben müßte; und dieser ist — das Betragen der Geistlichkeit selbst. Des Eifers, ihre Tempel zu zieren, ungeachtet, entwickelt sie eine unermüdete Thätigkeit und eine erfinderische Liebe, das Elend unglücklicher Menschen zu lindern. Neben dem Almosen, das ein jeder Geistlicher für sich spendet, und welches in Ansehung ihres Zustandes, der selbst an die Armuth gränzet, ein zweifaches Verdienst hat; wecken sie noch unaufhörlich unser Mitleiden zu Gunsten der Armen. Wenn Sie öfters in unsern Tempeln erschienen, würden Sie es selbst hundertmal hören, wie sie Ihre Großmuth, nur für die Armen, niemals aber für jene Ausgaben ansprechen würden, die Sie ihnen vorwerfen.

Nun, dächte ich, wäre dieser Brief lange genug. Du wirst mir vielleicht Geistesschwäche vor-

werfen, aber Trägheit gewiß nicht. Willst du, daß ich deine Vorwürfe gerecht finden sollte, so mußt du mir stärkere Gründe angeben, als die meinen sind. In diesem Falle würde ich nicht anstehen, mich auf deine Seite zu schlagen; das darfst du mir auf mein Wort hin glauben. Ohne dieses versichere ich dich noch einmal, werde ich dich reden lassen, und meine Wege gehen, ohne mich über deine Spöttereien zu beunruhigen.

Neunter Brief.

Forlis an Alphons von Mirecourt.

Marville, den 4. Oct. 1827.

Boisemont ist nicht mehr hier, mein lieber Freund! So eben ist er fort, um eine kleine Reise nach Italien zu machen; Entschluß und Ausführung war Eines. Da wir zu Marville beisammen waren, zeigte er mir deine Briefe; und da er sah, daß ich sie mit Interesse las, ließ er mir selbe, und erlaubte mir, auch diejenigen zu öffnen, die du ihm, unwissend, daß er verreiset sei, allenfalls schreiben könntest. Ich kann nicht begreifen, warum er so wenig Werth darauf setzt. Schon einigemal drang ich in ihn, mir die Ursache zu sagen; allein er wich jederzeit meiner Frage aus. Hätte ich keine so gute Meinung von ihm in Ansehung dieses Punktes, den er gründliich studrt

zu haben vorgiebt, müßte ich beinahe glauben, er habe nichts Gründliches, das er den Vernunftschlüssen deines Onkels entgegensetzen könnte. Ich habe mich bisher bloß mit der Litteratur beschäftiget, und gestehe aufrichtig meine Unkunde in diesem Fache; und eben daher mag es auch kommen, daß mich ein gewisses Erstaunen ergriff, da ich die, wirklich prächtige, Vertheidigung eines Glaubens las, den ich bisher nur als vortheilhaft ansah, die Leidenschaften des Volkes in den Schranken zu halten, und etwa einer alten Betschwester, die damit doch nicht besser wurde, die lange Weile zu vertreiben. Dem sei, wie ihm wolle, ich muß dir gestehen, deine Briefe haben bei mir ein gewisses Nachdenken erweckt, das mir noch niemals zu Sinne gekommen; und du würdest mir eine Freude machen, wenn du mir den fernern Gang deiner Unterredungen mit deinem Onkel mittheilen würdest. Ich wäre begierig, genau zu wissen, was ich über eine Sache denken müsse, deren Wichtigkeit ich einzusehen anfange.

Wichtige Neuigkeiten aus unsrer Nachbarschaft weiß ich keine. Letzthin verfertigte ich ein kleines Lied auf die Hochzeit der schönen Amalie von Sombrive mit dem Hauptmann Fombonne. Es hat großen Beifall gefunden, und man hat mir viele Schmeicheleien darüber gesagt: ich lege eine Abschrift bei, um dein Urtheil zu vernehmen. Der abscheuliche Saint-Lambert setzt seinen Kopf jetzt, das Fräulein Delariviere nicht mehr zu hei-

rathen; sie mag es freilich dadurch verschuldet haben, daß sie sich Andachts halber sechs Monate zurückgezogen hatte; denn die jetzigen Freier haben überhaupt eine Abneigung gegen eine junge Person, die sich eine Zeitlang der Oeffentlichkeit entzieht. Die Eltern sind sehr aufgebracht; die Schöne ist verlassen und entrüstet; Saint-Lambert hingegen ist unempfindlich gegen die Drohungen der Einen, wie gegen die Thränen der Andern. Man will sagen, die Marquisin von Briqueville habe, für den Preis ihrer Begünstigungen, diesen Bruch gefodert. So geht der Weltlauf, und, unter uns gesagt, dein Onkel hat nicht ganz unrecht, wenn er so übel auf die Welt zu sprechen ist. Ich meines Theils habe keine solche Unfälle zu befürchten, indem ich weder Tochter noch Schwester habe.

Hast du noch nichts gehört? man sagt, Boisemont sey in üblen Umständen. Leute, die sich für gut unterrichtet ausgeben, machen mir Vorwürfe, daß ich ihm achtzehntausend Franken gelehnt habe, die ich so eben vom Fällen eines Waldes eingenommen, und die er mir einige Tage vor seiner Abreise begehrt hatte. Ich kenne ihn als einen Ehrenmann, und noch dazu ist er mein Freund; ich glaube nicht, daß er fähig sey, mich betrügen zu wollen. Du wirst dich wohl noch erinnern, wie zart er in diesem Stücke ist, und wie er bei jeder Gelegenheit sich äußerte: die einzige nothwendige Religion sey — die Ehrlichkeit. Er wäre ein Un-

geheuer von Heuchelei und Bosheit, falls er, gegen die strengen Grundsätze der Ehre, die er bekannte, einer solchen Handlung fähig wäre. Ungeachtet der Warnungen, die ich erhielt, kann ich dennoch keinen Verdacht einer solchen Niederträchtigkeit auf ihn werfen.

Zehnter Brief.

Alphons von Mirecourt an Forlis.

Surville, den 8. August 1827.

Mein lieber Forlis! ich will bei dir eben keine Furcht über Boisemont erregen; er ist mein Freund, wie der deinige, und ich kann, so wenig als du, ihn in Verdacht einer so schändlichen Handlung haben. Vielleicht sind die, welche dir so übel von ihm gesprochen, seine Feinde; und wer hat deren nicht? Aber er war Philosoph, und könnte ich einen Verdacht auf ihn schöpfen, so wäre eben dieses der Grund davon. Seitdem ich mich hier aufhalte, lernte ich ein wenig die Grundsätze dieser Leute kennen, was auch mein Zutrauen zu ihnen außerordentlich geschwächt hat. Zwar will ich mit dem, was ich dir sagen werde, keine Anwendung auf diesen besondern Fall machen. Ich sprach mit meinem Onkel über diese Sache, und will dir seine Meinung darüber berichten. Was er mir sagte, war geeignet, die Furcht, die man dir ein-

flößte, zu vermehren; zwar nicht bei mir, denn ich kann mich nicht entschließen, ihn in Verdacht zu haben; aber mißtranisch hat es mich gegen Alle gemacht, die den nämlichen Grundsätzen beipflichten. Mein Onkel sprach kein Wort, sondern führte mich in seine Bibliotheke, schlug ein Buch auf, und ließ mich eine Stelle lesen, die ich dir ganz herschreiben will; sie ist so sonderbar, daß sie verdient, überdacht zu werden.

„Ich bitte alle Philosophen um Vergebung; aber falls sie sich in den Kopf setzen, auch in jenen Gelegenheiten, die sich so oft darbiethen, noch ehrliche Leute zu bleiben, wo sie ungestraft und zu ihrem eigenen Vortheile schlecht handeln können, so müssen sie nothwendig inkonsequent seyn. Wie! sollten wohl große Philosophen so thöricht seyn, ohne Beweggrund zu handeln, und sich selber für eine Tugend aufzuopfern, die nur für den unwissenden Pöbel ausgedacht wurde? Wir wollen es gerade heraussagen: diese Philosophie erzeugt, nach dem gewöhnlichen Gang dieses Lebens, nothwendig Heuchler und Uebelthäter, wenn sie es in der Hoffnung eines guten Erfolges seyn können. Während jeder Mensch im beständigen Kampfe begriffen ist zwischen der Vernunft und den Leidenschaften; während uns Alles, was wir sehen und erfahren, aufmuntert zur Wachsamkeit, zum Muth, zur Standhaftigkeit und beständiger Vorsicht, um den Reizen des Last rs zu widerstehen und unsern Pflichten getreu zu verbleiben; wie könnte ich ganz aut-

müthig glauben, diese Philosophen werden sich die Gewalt anthun, ihre Leidenschaften einzuhalten? Werden sie sich wohl eine Untreue, eine Lüge, eine Niederträchtigkeit, eine Verläumdung versagen, wodurch sie ihr Glück machen können? Werden sie ihre Gelüsten und Freuden, die sie für unschuldig und noch dazu für lobenswürdig halten, einer strengen Tugend zum Opfer bringen, über die sie sich, wenn sie unter ihres Gleichen sind, ganz freisinnig lustig machen? Die großen Philosophen nennen uns leichtgläubig; aber ich kann sie versichern, so leichtgläubig sind wir dennoch nicht, daß wir an ihre Ehrlichkeit so ganz gutmüthig glauben. Sie mögen mit noch so schönen Worten ihre Liebe zur Tugend anpreisen; immer ist der Schleier, in den sie sich einhüllen so durchsichtig, daß man sie dennoch erkennt, wie sie sind. Gerathen sie auch auf den verzweifelten Einfall, eine auffallend gute Handlung zu thun; so steckt auch da noch eine kleine Bosheit darunter; indem sie damit nur hundert andere Unordnungen und Schlechtigkeiten, die sie sich täglich erlauben, zu erdecken trachten." 1)

Da ich mit Abschreiben fertig war, sagte mein Onkel: ich würde mir selbst einen Vorwurf machen, von Ihrem Freunde schlecht zu denken, und ich will gerne glauben, er sey in Ansehung dieser Anklage unschuldig; allein Sie sehen da die Be-

---

1) Mably, de la legislation lib. 4, ch. 11.

schuldigungen, die ein bekannter Autor denjenigen macht, die den nämlichen Grundsätzen huldigen; und leider sind diese Beschuldigungen nur zu gegründet. Vielleicht macht er eine Ausnahme von der Regel; ich wünsche es, und würde die Nachricht davon mit Freuden vernehmen.

Ich hatte schon einen etwas schlimmen Begriff von der Philosophie; aber dennoch schienen mir diese Beschuldigungen zu hart: ich versuchte also wenigstens Einigen eine bessere Seite abzugewinnen. Ich bemerkte meinem Onkel: der Autor könnte wohl die Sache ein wenig übertrieben haben; nach dem buchstäblichen Sinn desselben wären ja alle Philosophen Leute, die man aus der Welt schaffen müßte; und wir sehen doch viele unter ihnen, die in ihrem Betragen schätzenswürdig sind. Das kömmt daher, erwiederte er, weil sich ihnen noch keine wichtige Gelegenheit dargeboten hat, die sie gedrungen hätte, nach ihren Grundsätzen zu handeln, von denen sie wohl wußten, ihre gänzliche und zu viele Anwendung würde sie der öffentlichen Verachtung und der Rache der Gesetze überliefern. Wer für zwanzigtausend Franken nicht gern als Dieb gelten wollte, würde sich für hunderttausend wohl leichter dazu bequemen; wem diese Summe noch zu wenig wäre, würde es um eine größere thun. Mit einem Worte: die Philosophen haben, nach ihren Grundsätzen, keine andere Grundlage ihrer Ehrlichkeit, als ihr Interesse; mit diesem verschwindet auch ihre Ehr-

lichkeit. Wir wollen setzen, es gebe auch einige Ausnahmen von dieser Regel; so beweiset dies nur, daß es unter den Philosophen, wie unter den übrigen Menschen, Leute gebe, die anders denken und anders handeln. Wir wollen keine Beispiele anführen, die doch im Ganzen nichts beweisen würden, wenn Sie auch auf den Grund der Gesinnungen und der geheimsten Handlungen dieser Leute hineinsehen könnten. Wollen Sie aber ein sicheres Urtheil fällen, bis zu welchem Abgrund der Verworfenheit die Lehren führen, zu welchen sie sich bekennen? Hören Sie selbst! nach den Lehren der Meister können sie abnehmen, was die Schüler seyn müssen. Ich will nicht in die schmutzige Zergliederung ihrer schändlichen Moral eintreten; nur, um nicht von unserem Gegenstand abzuweichen, will ich ihnen zeigen, was sich diese Herren für einen Begriff von der Ehrlichkeit machen; woraus sie dann leicht einsehen werden, daß gar keine große Einbildungskraft erforderlich sey, um durch diese Grundsätze jedes Laster zu beschönigen. Der berühmte Helvetius sagt: „Wie die allgemeine physische Natur unter dem Gesetze der Bewegung steht, eben so steht die allgemeine Moral unter dem Gesetze des Interesse... Dieser Grundsatz stimmt so richtig mit der Erfahrung überein, daß ich ohne weitere Erörterung mich berechtiget glaube, zu schließen: das persönliche Interesse sey der einzige und allgemeine Maaßstab, an dem man das Verdienst der menschlichen Handlungen

prüfen müsse; und somit bestehe, nach meiner Definition, die Ehrlichkeit jedes einzelnen Menschen darin, daß er alle seine Handlungen nur zu seinem eigenen Nutzen einrichte." 1)

Eben so kräftig drückt sich Diderot in seinen Lehren aus, die er aufstellte, um zur Tugend zu gelangen. Er sagt: „Die Gottheit bildet und leitet die moralische Welt nach den physischen Gefühlen. Willst du einen Schüler zur Tugend erziehen; überlasse ihn den Gesetzen physischer Empfindlichkeit.... Um uns desto fertiger diesen Gesetzen zu unterwerfen, ist es nothwendig, ohne alle Untersuchung und Ueberlegung, blos nach dieser Empfindlichkeit, Alles auf uns selbst zu beziehen, und uns vorzustellen, Alles sey für uns gemacht, und ohne uns sey Alles werthlos." 2)

Sollte es wohl nothwendig seyn, Ihnen nach diesen zwei Häuptern der Philosophen noch andere anzuführen? Zum Beispiel: der Autor des Sozial-Systems behauptet: die Tugend sey eine Geneigtheit, das zu thun, was zum Glücke anderer Menschen nothwendig ist, aber mit Rücksicht auf unser eigenes Glück." 3) Der Autor des Vernunftsystems findet: „der erste Grundsatz der Tugend sey nichts anderes, als die Freiheit, die ein jeder Mensch hat, oder haben soll, sich seiner Fähigkeiten, gemäß dem Instinkt seiner Bedürfnisse

1) De l'esprit. disc. 2. ch. 2.

2) Code de la nature. p. 115.

3) Part. 1. ch. 6.

und seiner moralischen Freuden zu bedienen.“ 4) Endlich scheut sich der Verfasser der Briefe des Thrasybuls nicht, zu sagen: „die Begriffe von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von Tugend und Laster seyen ganz willkührlich.“ Falls Sie jetzt über die Folgerungen nachdenken wollen, die aus diesen Lehren fließen; glaube ich genug gesagt zu haben, um sie würdigen zu können, und Sie von dem Urtheile abzubringen, als wenn der von mir angeführte Autor die Sache übertrieben hätte.

Solche Beweise waren hart zu widerlegen. Ich beschränkte mich somit auf die einzige Antwort: Boisemont würde, ungeachtet seiner Liebe zur Philosophie, gewiß vor einer solchen Moral Abscheu haben; auch glaube ich, ihn so gut zu kennen, daß ich für ihn gut stehen dürfte. Mein Onkel erwiederte: Auch ich denke recht gern, wie Sie. Glücklicher Weise trägt der Mensch selbst einen Richter mit sich herum, der untrüglicher ist, als alle Lehren der Philosophie. Wenn sich auch der Mensch durch die Theorie trüglicher Lehren könnte verführen lassen; würde ihn dennoch bei dem ersten Gedanken, wo er nach denselben handeln sollte, ein heilsamer Schauder befallen.

Also, mein Freund! vergessen wir den entehrenden Verdacht gegen Boisemont: er kömmt gewiß wieder zurück, bezahlt und macht seine Feinde zu

4) Part. 3.

Schanden, die ihn anschwärzen und seinen Ruf als Ehrenmann ihm rauben wollten.

Deine Verse sind ungemein schön. Es wundert mich nicht, daß du Ehre damit einlegtest; auch hier gefielen sie sehr. Ich habe sie vor einer ganz jungen Gesellschaft, welche die dritte Periode des Zuckeralters noch nicht erreicht hatte, abgesungen, und der Beifall war allgemein. Ich fürchte, das Fräulein Delariviere werde die Freuden des Zuckeralters niemals genießen. Erinnere ich mich recht, so ist sie schon die dritte, die Saint-Lambert auf diese Weise hintergeht. Auf dieses hätten die Eltern achten sollen; allein er ist reich und liebenswürdig, und bei solchen Vorzügen drückt man gern über andere Fehler ein Auge zu.

Außerordentliches Vergnügen machte mir der Eindruck, den meine Briefe an Boisemont auf dich bewirkten. Mit Freude werde ich dir in der Folge die Unterhaltungen mit meinem Onkel mittheilen. Ich habe heute schon angefangen, wie du wirklich siehst; aber es ist noch Vieles übrig, das ich für den nächsten Brief aufbewahre; denn dieser ist schon so sehr angewachsen, daß ich abbrechen muß, um der Wichtigkeit des Gegenstandes, den wir behandelten, die nothwendige Ausführlichkeit zu geben.

Eilfter Brief.

Alphons von Mirecourt an Forlis.

Surville, den 11. Okt. 1827.

Ohne Umschweife gehe ich gerade zur Sache. Ich habe dir schon letzthin angekündet, daß ich dir sehr wichtige Dinge zu sagen habe.

In einer unserer letzten Unterhaltungen zählte mir mein Onkel der Länge nach all das Gute auf, das die Religion dem Menschen verschaffet. Seine Rede weckte in mir eine Einwendung, die mir noch niemals zu Sinne gekommen war. Eben die glücklichen Folgen der Religion, sagte ich, die Sie wirklich als Beweise anführen, scheinen mich zu dem Schlusse zu berechtigen: die Religion sey nur eine Erfindung der Gesetzgeber, womit sie die Leidenschaften der Menge zügeln und den Menschen von jenen Lastern zurückhalten konnten, die ihm selber schaden.

Diesen Einwurf gewisser Ungläubiger zu widerlegen, antwortete er, dürfte ich nur gewisse Andere anführen, die gerade das Gegentheil behaupten; zum Beispiel den Atheisten Dumärsais, der in einer Stelle sagt: „der größte Feind der Fürsten ist die Gottheit, und die Diener der Gottheit sind ihre ärgsten Gegner." 1) Ist es wahr, was dieser Autor sagt, so werden Sie mir doch gewiß

1) Essai sur les Préjugés p. 307.

eingestehen müssen: die Fürsten, die in diesem Betracht mit dem Gesetzgeber Eines sind, werden sich wohl gehütet haben, diese Feindin und ihre eignen Gegner gegen sich selbst zu erheben; und es wäre wirklich gegen ihren Willen geschehen, daß sie dennoch gegenwärtig dastehen. Unterdessen übergehe ich diesen Widerspruch meiner Gegner; ohne Vortheil aus ihrer Spaltung zu ziehen, wollen wir die Sache selbst sprechen lassen. Vor allem möchte ich sie fragen, womit sie die Wahrheit dessen, was sie da vorgeben, beweisen wollen? Sie werden doch nicht so absprechend seyn wollen, zu fordern, daß wir den durch alle Daten der Geschichte und durch die Uebergabe der Völker bewährten Glauben sollen fahren lassen, um nur ihnen blind auf das Wort hin zu glauben. Wenn sie uns die Gesetzgeber, die die Religion sollen erfunden haben, nicht aufzählen; noch das Volk, das sie zuerst erhalten soll haben, bezeichnen; noch den Zeitpunkt angeben können, wo sich diese wichtige Neuerung ereignet habe, wovon uns doch die Geschichte gewiß das Andenken aufbewahrt hätte: welches Zutrauen könnte uns ihre Meinung abgewinnen, die nicht nur ohne alle Beweise hingeworfen ist, sondern welcher die Erfahrung und selbst die Vernunft geradezu widerspricht?

Ja wirklich widerspricht ihr die Erfahrung: der Erweis ist leicht. Wir wissen: auch bei den wildesten Völkern hat man Merkmale eines mehr oder weniger unausgebildeten Gottesdienstes und einer

Religion entdeckt; und diese Völker hatten niemals Gesetzgeber, noch selbst irgend ein bürgerliches Gesetz: demnach waren also die ersten Begriffe der Religion schon vor allen Gesetzgebern und Gesetzen vorhanden. Noch mehr: die ältesten zivilisirten Völker haben noch wirklich die Männer im Andenken, von denen sie ihre Gesetze erhielten; aber kein einziges dieser Völker weiß etwas von Jemand, der ihnen die ersten Begriffe der Gottheit beigebracht hätte. Fo-Hi war der Gesetzgeber der Chinesen, Brama der Indier, Menes der Egyptier, Zoroaster der Perser, Minos und Cecrops der Griechen, Numa der Römer; allein von Keinem sagt die Geschichte, er habe die Idee eines Gottes erfunden: im Gegentheile haben sie sich des schon vorhandenen Glaubens bedient, um ihren Gesetzen eine Art göttlicher Weihe aufzudrücken. Auch bemerkt ein gelehrter Autor: „Wäre die Religion nicht schon vorher da gewesen, sondern selbst ein Theil der Gesetze gewesen; wie hätte sie denn den Gesetzen ihre Sanktion oder Gewährleistung ertheilen können?“ 1)

Wie der Erfahrung, eben so ist diese Meinung auch der Vernunft entgegen, was sich eben so gut, wie das Vorige, beweisen läßt. Wäre die Religion bei ihrem Entstehen das Werk des Nachdenkens, des Studiums, der Staatskunst der Gesetzgeber gewesen, sicher wäre es ihr ergangen,

1) La Mennais, Essai sur l'indifference.

wie den übrigen menschlichen Kenntnissen; sie hätte sich nämlich im Verhältnisse, wie die Völker in den Wissenschaften, Künsten, und selbst in der Gesetzgebung zugenommen, ebenfalls vervollkommnet, sie wäre reiner geworden. Allein gerade das Gegentheil geschah. Die Egyptier, Indier, Chinesen, Chaldäer, Griechen und Römer, die man für die zivilisirtesten Völker ansieht, hatten keine vernünftigere, noch vollkommnere Religion, als die wilden Völker ebenfalls; alle waren der Vielgötterei und der gröbsten Abgötterei ergeben. Ihre Gesetzgeber getrauten sich nicht einmal, sich an die Religion zu wagen. Zwar bestimmten sie die äußere Form; aber den Grund ließen sie, wie er war; die Philosophen, die nachher dazu kamen, hatten weder die Fähigkeit noch die Macht, schon so tief eingewurzelte Irrthümer auszutilgen; ihre Meinung war: man müsse sich nach jener Religion richten, die durch die Gesetze bestehe, auch wenn sie noch so albern wäre." 1)

Dann müssen Sie noch bemerken: obschon ein jedes Volk seine eigenen Gesetze hatte, die von einander sehr verschieden waren, so daß die Gesetze des einen Volkes jenen des andern in den wesentlichsten Dingen entgegen waren; so sind dennoch die Grundwahrheiten der Religion, nämlich die Existenz Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die Strafen und Belohnungen im anderen Leben, sich überall un-

1) Bergier. Dict. theol. Art. Legislateurs.

verändert gleich geblieben. Wäre ein solcher Glaube nichts anderes als eine politische Einrichtung gewesen, wie könnten Sie sich auch nur vorstellen, er habe sich so gleichförmig bei so vielen Völkern, von so verschiedenen Sitten, Neigungen, Eigenthümlichkeiten und Interessen festsetzen, und ohne Veränderung fortpflanzen können?

Ich antwortete meinem Onkel: Da ich selbst dieser Meinung niemals fest angehangen bin, will ich Ihnen alles dieses gar gern zugeben: allein da Sie mir erlaubten, frei zu sprechen, will ich Ihnen einen anderen Zweifel vortragen, auf welchen ich mehr Gewicht lege, und dieser ist:

Wenn ich auch zugebe, die Religion stamme nicht von menschlicher Einrichtung her, sehe ich doch den Schluß nicht ein, ich müsse eine geoffenbarte Religion zulassen; denn ich halte dafür, das natürliche Licht kläre uns sattsam auf über das, was wir Gott und den Menschen schuldig sind. Habe ich denn das Evangelium vonnöthen, um zu wissen: ich dürfe meinen Feind nicht morden, meinen Nachbar nicht bestehlen, mich gegen meinen König nicht verschwören, mein Vaterland nicht verrathen? Brauche ich denn die Vorschriften des Evangeliums, um mich zu belehren: ich müsse meine Eltern ehren, den Unglücklichen beispringen, meinen Freunden dienen, meinem Eide getreu seyn?

Undankbarer! erwiederte mein Onkel. Jetzt, ja jetzt brauchen Sie das Evangelium nicht mehr, um diese Wahrheiten zu kennen: aber falls das

Evangelium niemals verkündet worden wäre, glauben Sie, diese Wahrheiten wären Ihnen jetzt eben so bekannt? Mit dieser Rede laden Sie sich die nämliche Schuld eines Menschen auf, der seinen Vater nicht anerkennen wollte, weil er ihn jetzt nicht vonnöthen hat; wo wäre dieser Mensch jetzt, wenn der Vater bisher nicht alle seine Sorge für ihn verwendet hätte? Eben so, wenn Sie wissen wollen, was aus der Welt ohne Evangelium geworden wäre, dürfen Sie nur auf die Zeiten zurücksehen, ehe das Evangelium erschien. Es wäre ekelhaft, wenn ich Ihnen alle die auf der Erde damals herrschenden Laster und Schandthaten herzählen wollte; nur bei Einem will ich verweilen. Wie ward die Menschheit herabgewürdiget! Ein barbarisches Volk unterhielt, um die Augen an dem blutigen Schauspiel hingewürgter Menschen zu weiden, einige tausend Gladiatoren, die sich selbst unter einander ermordeten; Väter wählten unter ihren Kindern die, welche sie erhalten wollten, und tödeten die übrigen; lebendige Menschen warf man in die Teiche zur Fütterung der Fische, die an die Tafel wohllüstiger Römer kamen; und um die Grausamkeiten zu heiligen, rauchten die Altäre vom Blute geschlachteter Menschen!...

Sagen Sie mir nicht: die Philosophie würde nach und nach die Menschen über so ungeheure Frevel beschämt haben; denn selbst die Philosophie spricht ihr Unvermögen durch den Munde des größten ihrer Philosophen darüber aus: „In

Mitte unserer Ungewißheiten können wir nichts Besseres thun, als zuwarten, bis Einer komme, uns zu belehren, wie wir uns gegen die Götter und Menschen betragen müssen." 1) Was dieser Philosoph sprach, steht in der Geschichte da, zum Zeugniß des Unvermögens unserer Vernunft. Kein Zeitalter war reicher an Philosophen, als jenes des Perikles und Augustus; und gab es wohl je ein verderbteres Zeitalter, als das ihrige? Da haben Sie den offenbarsten Beweis, wie die menschliche Vernunft allein, ohne Hilfe der Offenbarung, niemals dazu gekommen wäre, jene Wahrheiten zu entdecken, die uns jetzt so einfach und begreiflich sind, da wir sie schon so lange besitzen.

— Ich bemerkte meinem Onkel, daß die Menschen damals das nicht waren, was sie jetzt sind. Ihre Vernunft war noch nicht so aufgeklärt, wie sie es in unseren Tagen ist; wo sie demnach Wahrheiten entdecken kann, die Jenen verborgen geblieben sind.

— Er antwortete: Jetzt, da Ihnen diese Wahrheiten so schön zusagen, können Sie freilich leicht darüber vernünfteln. Aber wie ein englischer Philosoph bemerkt: „auch die Bücher des Euklides und die Gründe des Neuton enthalten ganz natürliche und offenbare Wahrheiten; allein nur ein Thor dürfte behaupten, der Nächste Beste würde, ohne diese Vorgänger, die nämlichen Wahrheiten

---

1) Platon Alcib. 2.

entdeckt haben, daß wir demnach diesen Männern Nichts zu danken hätten. Eben so kommen uns auch die Lehren Jesu Christi als ganz natürliche Wahrheiten vor; jetzt, da er sie uns in ihrem ganzen natürlichen Lichte vor Augen gelegt hat, und wir sie mit unserer Vernunft ohne Vorurtheile prüfen. Unterdessen hat das Volk vorher niemals etwas davon gehört, und ohne Dazwischenkunft dieses göttlichen Lehrers würde es auch jetzt sicher nichts davon wissen." 1)

Ein anderer Engelländer sagt: „Wenn uns einmal eine Wahrheit bekannt ist, so leuchtet sie uns so hell ein, daß wir uns einbilden, wir hätten sie selber, ohne Beihilfe eines Anderen, entdecken können; und wir bemächtigen uns dieser Wahrheit als unseres Eigenthums, wie wenn wir sie durch eigenes Nachdenken errungen hätten. Wer in unseren Tagen auf den Landstraßen wandert, hält sich vieles zu gut auf die Kraft seiner Beine, und schreibt sein leichtes Fortkommen seinem Temperamente zu; beachtet aber nicht, wie viel er denjenigen zu verdanken habe, die Wälder umgehauen, Moräste getröcknet, Brücken gebaut und die Landstraßen gangbar gemacht haben, ohne welches er sehr ermüdet, und gewiß nicht so leicht fortgekommen wäre. Wir glauben gar viele Dinge, die uns schon in der ersten Kindheit eingeprägt worden. Sie sind uns unter dem Evangelium so

1) Morgan. Moral philosoph. t. 1.

geläufig und gleichsam natürlich geworden, daß wir uns einbilden, Jeder müsse sie einsehen, und sie ließen sich bis zur Evidenz beweisen: denken aber nicht daran, wie sie, hätte uns die Offenbarung nichts davon gesagt, uns noch lange verborgen geblieben wären, und wir noch wirklich daran zweifeln dürften." 1)

Mein Freund! Aus dem, was wir durch die Offenbarung geworden sind, müssen Sie nicht schließen, was wir ohne Offenbarung geworden wären. Sie müssen die menschliche Vernunft für das ansehen, was sie wirklich ist. Es läßt sich nicht läugnen, daß sie tausend Irrthümern ausgesetzt, voll von dunkeln, falschen und ungewissen Begriffen, betäubt von feurigen Leidenschaften sey, die ihre Fassungskraft verwirren und ihre Ideen entstellen. Sie ist „nicht das Prinzip des Aufbauens, sondern des Zerstörens; sie drehet sich von einer Seite zu der anderen im ewigen Disputiren, und beweiset eben dadurch dem Menschen seine Unwissenheit und sein Unvermögen, und die Nothwendigkeit einer anderen Offenbarung." 2).

Ich könnte, wenn es nothwendig wäre, Ihnen, zur Bestättigung dieser Wahrheit noch viele Beweise anführen, wovon einer schlagender wäre, als der andere. Bayle hat nur die Güte Gottes im Auge, und will, Gott müsse alle Menschen selig

1) Locke. Christ. rais. ch. 14.

2) Bayle. Dict. crit. art. Manichéens.

selig machen. Calvin hingegen bleibt nur bei der Gerechtigkeit Gottes stehen, und glaubt, die Menschen seyen zu den ewigen Peinen schon vorbestimmt. Manes sieht nur auf die Heiligkeit Gottes, und setzet zwei schöpferische Wesen, wovon eines dem anderen entgegengesetzt ist. Der Deist geht nur von der unendlichen Größe Gottes aus, und wähnet, Er könne sich nicht bis zur Besorgung dieser Erde erniedrigen. Bemerken Sie hiebei, daß ich nur jene als Beispiele anführe, die von einem wahren Grundsatze, der sich nicht läugnen läßt, ausgehen, und nur deßwegen in die gröbsten Irrthümer verfallen sind, weil sie bei den Folgerungen aus demselben keinen anderen Leitstern anerkannten, als ihre eigene Vernunft. Wie wäre es, wenn ich zu diesem Bilde noch alle jene ungeheueren Abscheulichkeiten hinzusetzen wollte, welche diese frechen Philosophen, ebenfalls im Namen der Vernunft, gepredigt, und sich nicht gescheuet haben, allgemein anerkannte Wahrheiten ihrem Urtheile zu unterwerfen, und die Welt sowohl durch ihre gottlosen Lehren, als durch ihre hündische Moral in Erstaunen zu setzen?"

Ich hielt noch zu fest an meiner Meinung, als daß ich sie so leicht aufgeben sollte. Ich besann mich auf alle Einwendungen, die ich vorbereitet hatte, und fragte meinen Onkel: warum Gott so lange zugewartet habe, den Menschen die Offenbarung mitzutheilen, wenn sie doch so nothwendig seyn sollte, wie er behaupte?

„Im eigentlichen Sinne, erwiederte er, giebt es ja nur eine einzige Offenbarung, und sie hat schon mit der Welt angefangen; nachgehends wurde sie bei den Patriarchen und bei Moses erneuert und Jesus Christus ist gekommen, sie ganz zu vervollständigen; denn das Christenthum ist nichts anders, als die vollkommene Ausführung des Planes, den die göttliche Vorsehung bei der Schöpfung angefangen, fortwährend befolgt, und zu dessen Ausführung Gott sich aller Revolutionen der sichtbaren Allheit bedienet hat. Auch ist wirklich die Offenbarung, die Adam erhielt, die Moses verkündete, und die endlich Jesus Christus selbst brachte, dergestalt nur eine und eben dieselbe, daß jede folgende nur die Bestätigung und Entwicklung der vorhergehenden war. Daß die letzte so lange nicht erschien, geschah darum, weil sie bestimmt war, eine einförmige und ewige Religion auf dieser Erde einzupflanzen: es forderte demnach eine geraume Zeit, um sie auf vielfältige und unwidersprechliche Thatsachen zu stützen, daß auch der Starrsinnigste ihr den Glauben nicht versagen konnte. Wie alles in der Natur seine Vorbereitung und Entwicklung hat, mußte auch sie ihre Prüfung und Entwicklung haben; die Finsternisse mußten dem Lichte voran gehen, damit die Menschen, über ihre eigene Schwachheit und über ihre eiteln Untersuchungen müde, ihren Werth desto besser zu würdigen im Stande wären. Der hei-

lige Augustin sagt: „Da Gott den ersten Menschen nur wenige Gebothe gab, und sie bei ihren Abkömmlingen vermehrte, zeigte Er, wie nur Er allein dem menschlichen Geschlechte die den verschiedenen Zeiten angemessenen Mittel zu reichen wisse.“ 1)

Lieber Freund! wunderst du dich nicht auch, wie alle Einwendungen, die wir für so wichtig ansahen, bei der schlichten Erklärung meines Onkels in ihr Nichts sich auflösen? Jede neue Bemerkung von mir verschafft ihm einen neuen Sieg. Ich zittere schon bei dem Gedanken, wo ich ihm keine Einwendung mehr zu machen weiß. Ich werde da in einer grausamen Verlegenheit seyn! Entweder muß ich mich einer nicht zu rechtfertigenden Inkonsequenz hingeben und der fürchterlichsten Zukunft trotzen, indem ich anders glaube und anders handle; oder ich muß mich in ein Leben hineinwagen, wo ich Alles entbehren, und allen meinen ehemaligen Vergnügungen entsagen muß, um die rauhen Pflichten der Religion zu erfüllen. Dieser Gedanke, der mich selten verläßt, vergiftet mir alle Freuden, die ich bei meinem Onkel genießen könnte, der mir alle mögliche Freundschaft erzeigt. Ich suche mich freilich zuweilen aufzurichten, indem ich mich selbst frage, wie ich denn unglücklicher seyn sollte, als er, der sich bei Erfüllung der nämlichen Pflichten, die ich so sehr fürchte, so glücklich fühlt?

1) De Serm. Dom. in monte. l. 1.

Diese Ueberlegung beruhigt mich auf einen Augenblick; allein schnell bemächtiget sich meiner die vorige Muthlosigkeit, wenn ich an den Unterschied meines und seines Alters, meiner und seiner Neigungen denke; dieser Kampf zwischen meinem Geiste und meinem Herzen stürzet mich in eine sehr traurige Lage. Komme mir mit deinen Rathschlägen zu Hilfe; suche alle möglichen Einwendungen zusammen: wenigstens können sie jenen Augenblick, der mir so viele Furcht verursachet, weiter hinausschieben, wenn sie ihn auch nicht ganz verscheuchen.

Zwölfter Brief.

Forlis an Alphons von Mirecourt.

Marville, den 15. Oct. 1827.

Mein lieber Alphons! wie willst du von mir Hilfe in dieser Angelegenheit erwarten? Ich sagte dir ja selbst, daß ich mich ausschließlich nur auf Poesie verlegte, und somit gar nicht geeignet bin, Vernunftschlüsse über Theologie zu ertheilen. Man hat mir bei meiner Erziehung mancherlei Dinge mit großer Sorge eingeprägt, auch hat man, ich muß es gestehen, etwas Weniges von Religion gesprochen, und eben darum merkte ich, daß man keinen großen Werth darauf setzte. Was ich nachher in der Welt sah, bestätigte meine Meinung;

denn man bekümmerte sich wenig um Religion, und sprach man von ihr, so geschah es nur spottweise. Ich richtete mich nach dem allgemeinen Beispiele, das mir noch dazu sehr bequem schien. Da hast du die Ursachen, die mich in den Unglauben hineinzogen, wie dich ebenfalls, und, ich glaube, wie noch viele Andere. Auf gut Glück hin, und weil du meine Hilfe so bestimmt aufforderst, will ich dir etwas Weniges, das ich über diesen Gegenstand gehört habe, mittheilen. Ob diese Einwürfe ein großes Gewicht haben, dafür stehe ich dir nicht. Ich lasse dir selbst die Sorge, sie abzuwiegen, und die Freiheit, den beliebigen Gebrauch davon zu machen.

Gemeiniglich sagt man: die Religion möge wohl gut seyn für das Volk, aber Leuten, die ein wenig unterrichtet sind, und denen die Erziehung ein gewisses Ehrgefühl beigebracht hat, sei sie durchaus unnütz. — Ferner sagt man: die Religion sei viel zu streng, als daß sie wahr sein könnte; wer alle ihre Pflichten erfüllen wollte, müßte sich von der menschlichen Gesellschaft losmachen, die ihn ja alle Augenblicke zu Uebertretungen verleiten würde. Aber das Kapitel, über das man sich am meisten lustig macht, sind die Priester. Es gibt Wenige, die nicht ein kleines ärgerliches Geschichtchen über sie zu erzählen wissen; man singt beissende Liedlein über sie; und daraus schliesset man, sie glauben selber nicht an die Lehren, die sie predigen,

und somit wären wir Andere nicht vernünftig, wenn wir daran glaubten.

Das ist es, was mir wirklich beifällt. Stutze es noch mit dem Deinigen auf, und mache es geltend. Freilich hast du mit einem Manne zu thun, der sich nicht so leicht aus der Fassung bringen läßt, und der Liedlein nicht für Gründe ansehen wird. Unterdessen möchte ich dir rathen, dich an die zweite Einwendung zu halten; wenigstens in meinen Augen ist sie die wichtigste. Wäre die Ausübung der Religion nicht mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, so würde ich es selber wagen, an sie zu glauben; und ich denke, du werdest ungefähr der nämlichen Meinung sein.

Ueber Boisemont denke ich wie du: ich sehe ihn für zu ehrlich an, als daß er mich hat betrügen wollen. Dennoch muß ich dir bekennen, falls ich die Bemerkungen deines Onkels und was er über die Moral der Philosophen anführte, mit den Warnungen verbinde, die ich erhalten habe, so banget es mir wirklich. Im letzten Winter war ich im Spiel fortwährend unglücklich; und die Opera-Nymphe, der ich den ganzen Frühling aufopferte, zwang mich zu einem solchen Aufwand, daß ich jetzt selber in Schulden stecke. Ich habe ihm das Geld nur auf drei Monate geliehen, und wenn er mich nicht auf die Stunde bezahlt, wäre ich in der äußersten Verlegenheit, da ich die ausgestellten Billete versilbern muß.

Ich habe hier zum Sterben Langeweile. Ich hatte in der Nachbarschaft einen einzigen Mann, mit dem ich in Ansehung der Liebe zur Literatur ein wenig harmonirte; und auch dieser ist verreiset. Die Gräfin Geslin, die in dieser Gegend das angenehmste Haus hielt, ist nach Paris abgegangen, um ihren Mann zu besorgen. Dieser Epicuri de grege porcus hat durch seine Ausschweifung etwas aufgefangen, das ihm eine harte Krankheit zuzog; er liegt jetzt unter der Wartung der Aerzte in Paris. Ich habe in meiner Gegend keine andern Leute mehr, als dicke Landjunker, die, so oft sie mich sehen, mich nichts Anderes zu fragen wissen, als was die Minister machen; wie hoch die Rente steht; was aus den Griechen werden wird; und tausend andere dergleichen einfältige Dinge, daß es wahrlich nicht auszuhalten ist. Denke nur einmal! letzthin las ich fünfen oder sechsen dieser schönen Geister eine Ode vor, die ich auf die künftige Freiheit dieses schönen Landes verfertiget habe, die sie doch so sehr in Anspruch nehmen sollte. Ich hoffte, sie dadurch in's Feuer zu bringen. Ach! nichts weniger! Nachdem ich sie gelesen hatte, sagten sie ganz kaltblütig: sie ist artig! — Ich versichere dich, Pindar selbst hätte sie nicht schöner gemacht; und dafür erhielt ich ein solches Kompliment! Welches Vergnügen kann man in einem Lande haben, wo man solche Dummheiten hören muß? Sollte mich der Teufel noch einmal versuchen, ihnen Verse vorzulesen, so will

ich mich hängen lassen, wenn ich ihnen andere als Trinklieder vorlese.

Dreizehnter Brief.

Alphons von Mirecourt an Forlis.

Surville, den 21. Oktober 1827.

Da hattest du freilich Recht, mein Freund! daß du keinen Werth setztest auf die absprechenden Sagen, die in allen Gesellschaften und auf den Gassen sogar herumgetragen werden, und die, anstatt etwas gegen die Religion zu beweisen, im Gegentheil nur die unbegreifliche Thorheit einfältiger oder von Vorurtheilen geblendeter Geister aufdecken, die solche Sagen für überweisende Gründe ansehen. An jene, die du mir mittheilst, habe ich selber schon gedacht und zu denen gesetzt, die ich meinem Onkel vorbringen wollte. Allein seit der letzten Unterhaltung mit ihm habe ich die, welche du zuerst gesetzt, wieder ausgestrichen; denn nachdem er mich zum Geständnisse zwang, die Religion sei keine menschliche Erfindung, sah ich wohl ein, ich würde eine schlechte Ehre einlegen, wenn ich ihm behaupten wollte, die Religion tauge nur für das Volk. Ohne Theologe zu sein, begriff ich, wenn die Religion von Gott gegeben ist, und wenn Gott nirgends sagt, er habe diese oder jene Klasse von Menschen davon dispensirt, so müsse sie nothwendig verbindend für alle Menschen

sein. Dennoch, damit ich mir nichts vorzuwerfen hätte, brachte ich auch diese Einwendung, und, wie ich es erwartete, sagte er mir eben das, was ich oben selber meldete; setzte aber noch dazu: „Hätte Gott die Religion nur eingesetzt als ein bloßes Mittel, die Gesellschaft zusammen zu halten, so möchte sich ihre Meinung, so ungegründet sie ist, noch mit einigem Schein vertheidigen lassen; denn Niemand wird läugnen, daß es Leuten von großem Vermögen, die somit von Noth nichts wissen, daran liege, daß die gute Ordnung erhalten werde. Diese sind freilich nicht so geneigt, sich jenen Lastern und Verbrechen hinzugeben, wodurch die Ruhe der Gesellschaft gestört wird, als jene Menschen, die nichts zu verlieren und nichts zu schonen haben, und die aus Elend und Verzweiflung immerdar auf Mittel sinnen, um sich ihres traurigen Zustandes zu entledigen. Aber davon ist die Rede gar nicht. Wie die Religion, nach dem Ausdrucke eines berühmten Rechtsgelehrten, die sicherste Gewährleistung giebt, die der Mensch von der Redlichkeit eines andern Menschen haben kann 1); eben so ist sie auch das alleinige und einzige Mittel, zur ewigen Glückseligkeit, zu der wir bestimmt sind, zu gelangen. Wie wollen Sie den Zweck erreichen, wenn Sie die Mittel dazu nicht ergreifen?

---

1) Montesquieu.

Ich ließ jetzt diese Einwendung fahren, zumal sie schon in der letzten Unterhaltung ihre Erledigung gefunden hatte, und nun mein Onkel dieselbe durch das, was er so eben gesagt, noch vollends zernichtete. Ich kam also mit derjenigen, die du in deinem Briefe als die dritte angegeben hast. Ich suchte alles auf, der Anklage gegen die Priester alles mögliche Gewicht zu geben, und konnte gar nicht begreifen, da er mir sagte: „Steigern Sie nur die Einwendung, so viel Sie können; tragen Sie nur recht grelle Farben auf ihr Bild und mahlen Sie es so schwarz aus, wie möglich; Sie können mir es nicht zu schwarz zeichnen. Ich wünschte, Sie könnten mir die Priester als Leute schildern, die nicht würdig wären, das Tageslicht zu schauen; ja sogar als erklärte Feinde des Himmels und der Erde; dann könnte ich Ihnen nur noch mit größerm Rechte sagen: die Religion müsse also ungemein stark und wirklich göttlich seyn, da sie sich, ungeachtet der ungeheuren Schlechtigkeit ihrer Diener, dennoch schon achtzehn Jahrhunderte erhalten hat! Wären die Diener der Religion jederzeit und ohne Ausnahme Leute gewesen, die alle Talente, alle Tugenden und Eigenschaften des Geistes und des Herzens in sich vereinigt hätten, durch die sie sich die Achtung und das allgemeine Zutrauen hätten erwerben müssen, was wäre da in der langen Erhaltung der Religion Erstaunungswürdiges? Aber wenn sie zu ihrer Unterstützung und Verbreitung nur unsittliche und verachtungs-

würdige Menschen gehabt haben sollte, und sich dennoch so lange erhielt, so überschreitet ein solches Wunder wirklich alle menschliche Vorstellung. Schade, daß Sie mir ihr Bild nicht schwarz genug ausmalen konnten, ich hätte Sie alsdann herausfordern können, etwas Gediegenes auf meinen Vernunftschluß zu erwiedern, und dieser Grund allein wäre für die Wahrheit der Religion schon hinlänglich gewesen."

Diese außerordentliche Antwort hat mir alle meine Angriffe verrückt; denn, ich darf es Dir wohl sagen, auf diese Einwendung habe ich ein größeres Gewicht gelegt, als du wohl selbst nicht darauf legtest. Ich hatte sie fleißig überdacht, und mir viele Mühe gegeben, recht viele Geschichtchen von schlechten Priestern zu sammeln, um sie meinem Onkel entgegenzustellen; aber da er diesen Einwurf gegen mich selbst wendete, konnte ich sie nicht mehr geltend machen. Ich mußte sie demnach einstecken, und auf andere Gründe denken. Zum Glücke habe ich noch einige gegen ihn im Vorrath. Ich sagte ihm also: „Es giebt viele Leute, die da behaupten, die Priester selbst haben die Religion zu ihrem eigenen Vortheile ausgedacht. Ich erinnere mich wohl, daß ich nach dem, was Sie mir letzthin sagten, die Erfindung der Religion den Gesetzgebern nicht zuschreiben könne; aber so viel haben Sie mir dennoch nicht gesagt, daß ich die Ehre dieser Erfindung nicht auf die Priester übertragen dürfte, die von ihrer Ein-

führung einen unmittelbaren Vortheil ziehen. Diese könnten gar wohl, mit etwas Geschicklichkeit, diesen schönen Plan erfunden und fortgeführt haben, der nach dem ersten Anschein, ich muß es gestehen, der Gottheit selbst könnte zugeschrieben werden.

— Nach dem, erwiederte er, was ich Ihnen gesagt habe von der allgemeinen und beständigen Gleichförmigkeit in den Hauptdogmen, von ihrem hohen Alter, von der Schwachheit und dem Wankelmuth der menschlichen Vernunft, dürften Sie wohl schließen, die Priester wären eben so wenig im Stande gewesen, als die Gesetzgeber, eine solche Religion, wie sie wirklich besteht, zu erfinden und zu verewigen. Da Ihnen aber diese Vernunftgründe nicht überzeugend scheinen, will ich Ihnen einen andern sagen, den Sie ohne Zweifel bündiger finden werden. Und da möchte ich Sie bitten, mir zu erklären, wie es Priester habe geben können, ehe eine Religion war?

Diese Frage machte mich einen Augenblick stutzen, und so einfach sie war, hatte ich sie dennoch nicht vorgesehen. Unterdessen faßte ich mich und sagte ihm: Es waren eben nicht schon Priester, die die Religion erfanden, sondern Leute, die gerne Priester gewesen wären, um die Vortheile zu genießen, die dieser Stand gewährt.

— Schon wieder ein Widerspruch! antwortete er. Was für Vortheile konnte denn ein Stand gewähren, der nicht nur nicht existirte, sondern

nicht einmal gekannt war, den man nicht vorsah, und von dem man sich nicht einmal einen Begriff machen konnte.

Da kam dann, wie du siehst, Schlag auf Schlag über mich. Dennoch ließ ich mich nicht schrecken. Ehrgeizige Menschen, sagte ich, um die Meinung in Gang zu bringen, konnten wohl auf die Leichtgläubigkeit der Völker rechnen, aus der sie Nutzen ziehen konnten.

— Sehr gut, erwiderte er; nach Ihrer Meinung müßte man annehmen: schon gleich Anfangs hätten sich unter allen auf dem ganzen Erdball zerstreuten Völkerschaften dergleichen Ehrgeizige befunden, die, ohne daß sie einander ihre gegenseitigen Absichten mittheilen konnten, dennoch alle miteinander gerade die nämlichen Dogmen erfunden hätten. Scheint es Ihnen nicht selbst, daß dieses eine ganz sonderbare Uebereinstimmung und ein in seiner Art wohl einziges Ohngefähr gewesen wäre?

— Ganz und gar nicht, wie Sie glauben; denn wenn wir diese Erfindung bis zum ersten Entstehen der Menschen hinaufschieben, bedurfte es nur eines einzigen Menschen, dem diese Idee einfiel, die sich alsdann ganz gut bei allen Völkern erhalten konnte.

— Mein Freund! sagte er, jetzt nur noch einen einzigen Schritt! und wir werden einig sein. Sie sehen ein, wie es nur ein einziger Mensch sein

durfte, welcher Urheber der Religion sein konnte. Diesen Menschen aber wissen Sie mir nicht zu nennen; denn der Unglaube stützt sich immer nur auf Muthmaßungen. Ich hingegen will Ihnen diesen einzigen Menschen nennen; denn die Religion stützt sich auf Gründe. Dieser erste Urheber der Religion war Adam, den Gott selbst unterrichtete. In den allerersten Zeiten waren die Familienväter zugleich Diener des Gottesdienstes. So sagt uns die heilige Geschichte, wie Hiob, Abraham, Jakob Gott Opfer darbrachten. So sagt uns die weltliche Geschichte, wie der Vorsteher der Gesellschaft, ebenfalls die Stelle des Priesters bei den Seinigen vertrat; Melchisedech, Ancus, die Könige von Egypten, von Sparta, von Rom waren die Oberpriester. Da Gott sein Volk zu einer zivilisirten Nation gestaltete, fand er für gut, daß die Priester einen besondern Stand ausmachen sollten; er befahl, die ganze Zunft Levi dazu einzuweihen. Zuletzt, als Jesus Christus Seine Kirche einrichtete, behielt Er diese zur Unterhaltung des Gottesdienstes nothwendige Ausscheidung bei, Er setzte ein Priesterthum ein und erhob es zum Sakramente. Dieses ist Thatsache; außer eine nagelneue Logik würde uns lehren wollen, Thatsachen und überweisende Vernunftgründe zu läugnen und, auf willkührliche und ungegründete Muthmaßungen gestützt, zu behaupten: die Priester haben die Religion erfunden, statt daß die Priester erst aus der Religion hervorgegangen sind.

Ich hatte mir selbst so oft Spöttereien über die Priester erlaubt, daß ich, um mich in meinen eigenen Augen zu rechtfertigen, diesen Punkt sehr zu Herzen nahm, und darin nicht so leicht, wie in den vorigen, nachgeben wollte. Ich gieng sonach zu einer andern Bemerkung über, und fragte meinen Onkel: ob er wohl alle die Ehren, Achtung, Kredit und Reichthümer, die so viele Leute auf die Priester häufen möchten, und wonach die Priester selbst so gierig trachten, in Schutz nehmen wolle. Für ihre Amtsgeschäfte, sagte ich, die alle nur geistiger Natur sind, scheint mir dieses Alles unnütz zu sein.

— Wenn auch dieses Alles, erwiderte er, für die Persönlichkeit der Priester unnütz sein sollte, wäre es nicht minder dennoch nothwendig, um ihren gottesdienstlichen Verrichtungen Vorschub zu geben. Diese Wahrheit ist zu allen Zeiten und an allen Orten so allgemein anerkannt worden, daß man die Priester jederzeit und überall als die ehrwürdigsten Glieder der Gesellschaft angesehen hat. Lesen Sie einmal in der Geschichte der Akademie der Inskriptionen 1) den Auszug aus zwei Abhandlungen über die Ehren und Vorzüge, die man in allen Profan-Religionen den Priestern eingeräumt hat; und Sie werden finden, daß wir noch weit entfernt sind, den unsrigen jene Macht und jenes Ansehen einzuräumen, welches

1) In — 12, t. 15, p. 143.

die Priester bei den Egyptiern, Aethiopern, Persern, bei den Völkern von Kleinasien, bei den Griechen, Römern, Galliern, Germanen, Indiern und Chinesen hatten.

— Die Ursache, sagte ich, läßt sich leicht errathen: sie waren Diener von falschen Religionen, und, um diese zu unterstützen, mußten sie die Achtung, die Reichthümer und Ehren haben, die ihnen die Politik der Regierungen zollte; allein die Priester der wahren und göttlichen christlichen Religion brauchen diese Dinge nicht, um das Volk zu blenden, damit sie dadurch sein Zutrauen erwerben. Den auffallendsten Beweis davon sehen wir ja bei der ersten Pflanzung dieser Religion; die Apostel waren nichts weniger, als reiche und geachtete Leute.

— Ja wohl, Männer, die den Blinden das Gesicht, den Gehörlosen das Gehör gaben, die Gichtbrüchigen und andere Kranken heilten, und selbst Todte zum Leben erweckten; Männer, die zum Zeugniß ihres Glaubens den Tod erlitten, die hatten freilich keine andere Empfehlung nöthig, um den Glauben an die Lehre zu erwecken, die sie predigten. Durch eine besondere Güte ertheilte Gott der Kirche bei ihrem Entstehen das Gepräge der Wunder, das im Stande war, auf den Geist der Heiden einzuwirken, die an ihren alten und verführerischen Irrthümern so sehr hiengen: allein, da die Kirche einmal gegründet war, fand Gott diese Wundergabe für sie nicht ferner noth-

wendig. Unsere Priester sind nicht mehr ausgerüstet mit der Gabe der Wunder, die im ersten Jahrhunderte so viele Unglaubige der Kirche zuführten. So lange Irrthümer zerstört werden mußten, die zu eingewurzelt waren, als daß sie eine menschliche Macht vertilgen konnte, zeigte sich die Hand Gottes sichtbar. In unsern Tagen, wo diese Irrthümer nicht mehr da sind, wo die Kirche fest steht, gekräftiget durch die auffallendsten Wunder, die Gott bei ihrem Entstehen wirkte, gekräftiget durch den Muth der Martyrer, zog Gott zwar seine Hand nicht zurück, sondern verbarg sie gleichsam; er theilt seine Gaben aus nach den Bedürfnissen der Menschen; und jetzt, wo sie sattsam durch das belehrt sind, was vorausgegangen ist, verbirgt er unter dem Scheine blos menschlicher Mittel die Sorge, die er für die Erhaltung seiner Kirche trägt. Die Diener der Kirche sind jetzt den allgemeinen Gesetzen jeder Gesellschaft unterworfen; sie müssen, um die Kirche zu erhalten, sich um alle jene Vortheile bewerben, auf welche die Menschen einen Werth setzen, damit sie jenes Zutrauen und Ansehen erhalten, welches ihnen ehedem die Gabe der Wunder verschaffte.

— Ich sagte ihm: wie ich gar nicht einsehen könne, welchen Einfluß die Reichthümer auf ihre Lehre hätte.

— Hätten Sie, erwiederte er, diese Einwendung vor fünfzig Jahren gemacht, damals hätte sie wenigstens einen Schein von Gewicht gehabt,

aber wenn sie selbe in unseren Tagen wieder aufrühren, so ist sie, nebst Inkonsequenz, auch noch bitterer Spott. Nennen sie mir einen Ladendiener, einen anderen Angestellten, ja sogar einen Handarbeiter, der sich mit einem so sparsamen Einkommen begnügen würde, wie man es den Priestern reicht! Und dennoch mußten sie, um sich zu diesem Stande vorzubereiten, sich langwierigen Studien widmen; als sie wirklich den Stand antraten, mußten sie sich den beschwerlichsten Entbehrungen hingeben; und in Ausübung dieses Standes müssen sie uns gerade jene Dienste leisten, die für uns die wichtigsten sind. Seit wann besteht der Grundsatz, daß unsere Dankbarkeit im verkehrten Verhältnisse mit den Diensten stehen müsse, die sie uns so freigebig leisten? Der Stand des Priesters fodert zahlreiche und fortwährende Ermüdungen; aber er soll dafür kaum genug zu essen haben! Der Priester tröstet uns in unseren widrigen Schicksalen, und dafür sollen wir ihn mit allen Verdemüthigungen überschütten! Der Priester öffnet uns die Pforten des Himmels, und darum sollen wir ihn zu allen Armseligkeiten dieser Erde verurtheilen! Gestehen Sie nur, mein Freund! wer in unseren Tagen den Priestern dergleichen Vorwürfe macht, ist nicht nur inkonsequent, sondern überdieß noch undankbar. Statt Ihrer Meinung anzuhangen, sprechen Sie vielmehr mit mir: Die Reichthümer, die der Priester vormals

besaß, waren freilich kein Beweis seiner Lehre; aber sie waren ein Mittel, diese Lehre vortheilhaft zu verbreiten. Seien Sie aufrichtig, Alphons! Wären die Priester gezwungen, Allmosen zu betteln, anstatt zu geben, mit welchen Augen würde ihn der Arme ansehen, dem sein eignes Elend zunächst am Herzen liegt? Wie würde ihn das Volk betrachten, das an ihm nur einen Menschen sehen könnte, der nach einem Theile seiner Habe trachtet? Wie die Reichen, die ihn im Elende verachten und seine Gegenwart fliehen würden? Nach Ihrer Meinung wären die Priester leere, unfruchtbare Tröster, Gegenstände der Abneigung und folglich unnütz für Alle: stellen Sie sich selbe hingegen vor in einer unabhängigen, von Bedürfnissen freien Lage, welchen Unterschied werden Sie in diesem neuen Bilde finden! Die Armen erhalten Hilfe, und die Hand, die sie ihrem Elende entreißt, lehrt sie Gott danken, indem Er die Liebe zu Seinem ersten Gebot erhob; die Unglücklichen werden Trost empfangen und einsehen lernen, wie die Trübsale nur Unterpfänder der ewigen Belohnungen seien, die uns vorbehalten sind; zu den Reichen werden sie Zutritt haben, und das Vermögen, das diese bisher zu schlechten Handlungen mißbrauchten, wird bald zu einem edleren Gebrauch verwendet werden; es wird die Thräne der Wittwe und der Waisen getrocknet werden. Ja noch mehr! die Unwissenden werden belehrt, die Schwachen gestärkt, die Tugend wird ermuntert, das Laster er

drückt und das Evangelium, das sie allen Menschen predigen, wird unter die Glieder der Gesellschaft jenes Leben und Glück verbreiten, welches nur allein das Evangelium gewähren kann.

Hier wurden wir durch einen Besuch in unserer Unterredung unterbrochen; und da auch mein Onkel Geschäfte bekam, die seine ganze Zeit in Anspruch nahmen, konnten wir bis auf diese Stunde nicht mehr auf selbe zurückkommen. Morgen reisen wir für drei bis vier Tage in die Stadt. Erfahre ich etwas Neues, so melde ich es dir auf der Stelle.

Vierzehnter Brief.

Alphons v. Mirecourt an Forlis.

Surville, den 29. Oct. 1827.

Gestern kamen wir von der Stadt zurück, wo ich einen angenehmeren Unterhalt fand, als ich erwartete. Da mein Onkel viele Geschäfte abzuthun hatte, empfahl er mich dem Sohne seines innigsten Freundes, des Baron von Ponfret. Dieser junge Mensch ist wahrhaft sehr liebenswürdig; er gab sich Mühe, Alles auszudenken, womit er mir meinen Aufenthalt recht angenehm machen könnte. Wahr ist es, selbst die ganze Familie des Baron trug das Ihrige bei. Neben den Freund-

schaftsbezeugungen des Baron und seiner Frau haben sie auch drei artige Töchter, wovon besonders die ältere ein Ideal von Schönheit und Tugend ist. Ich brachte alle Abende bei ihnen zu, ohne daß mich auch nur der Gedanke einer Langweile angewandelt hätte. Auch die Tage floßen angenehm dahin; Dank dem Eduard, der wirklich einer der besten jungen Leute ist, die ich jemals antraf. Mein Onkel hatte mich vorher darauf aufmerksam gemacht, er sei sehr fromm; und darum erwartete ich an ihm einen dummen, schwerfälligen und pedantischen jungen Menschen; allein ich fand an ihm gerade das Gegentheil von der Zeichnung, die ich mir von ihm gemacht hatte. Es gibt wenige Gegenstände, über die er nicht mit Sachkenntniß sprach; er ist sogar in mehreren gründlich. Ich konnte dieses bei einigen Spaziergängen bemerken, die ich mit ihm machte, und wo ich nach meiner löblichen Gewohnheit in die Länge und Breite allerlei daherschwatzte. So oft es die Unterredung foderte, mich über einen Irrthum zurecht zu weisen, that er es mit wenigen Worten, ohne im Mindesten mit seinem Wissen groß zu thun; er that es auf eine so einfache Art, daß man auch nicht den geringsten Verdacht einer Anmaßung schöpfen konnte. Niemals erlaubte er sich ein lautes Auflachen, welches die, so sich daran gewöhnet, selbst befremden würde, wenn sie die Veranlassung dazu überlegten: aber die Munterkeit liebte er, und er weiß sie in alle seine Handlungen

einzustreuen. Er ist lebhaft, hat viel natürlichen Witz, ist gut unterrichtet, und hat eine große Anlage zu körperlichen Uebungen, die ihm gut anstehen. Mit einem Worte, er ist ein liebenswürdiger Jüngling und der angenehmste Gesellschafter.

Wie du mich kennst, kannst du wohl denken, daß ein Charakter, wie dieser, mein Zutrauen gewinnen mußte; auch weißt du, daß es selbst bei mir nicht viel Wesens braucht; ich darf mich meiner Handlungen nicht schämen; auch sind meine Gesinnungen nicht die eines Brauskopfes; ich habe mich jederzeit wie ein ehrlicher Mann betragen, und darum kann ich mich Jedermann so zeigen, wie ich bin. Dieses erwarb mir auch sogleich das Zutrauen Eduards, wovon er gar kein Geheimniß machte. Den dritten Tag kannten wir einander, als wären wir immer beisammen gewesen.

Obschon er weit von meinen Grundsätzen und von meinen Neigungen entfernt war, sah ich dennoch, daß er glücklich war, und ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, ihm deßwegen meine Verwunderung zu äußern. Daß mein Onkel glücklich ist, dachte ich bei mir selber, schreibe ich seinem Alter zu; aber wissen möchte ich, wie dieser junge Mensch, der doch die nämlichen Leidenschaften hat, wie ich, und sie dennoch immerwährend bekämpfen muß, dabei glücklich sein könne. Jetzt höre, was er mir antwortete: diese Antwort wird dir erklären, um was du mich in deinem letzten Briefe fragtest.

„Ich begreife Ihre Verwunderung nicht, sagte er. Es ist ja ganz natürlich, daß derjenige glücklich sei, der seine Pflichten erfüllt. Wunderbar wäre, wenn Jemand glücklich sein könnte, der das Gegentheil thut. Hat denn nicht Gott selbst das Wohlsein mit der Erfüllung der Pflichten verbunden? Und es ist sich gar nicht zu verwundern, wenn Gott seinem Worte getreu bleibt."

— Ich bemerkte ihm, die Pflichten fodern strenge Beobachtung, sie legen dem Menschen mühsame Verbindlichkeiten und Entbehrungen auf, die vieles kosten.

— Ich will dieses eben nicht läugnen, antwortete er; allein die Einbildung trägt vieles bei, die Beschwernisse zu vergrößern. Wahr ist es, wer einmal den Leidenschaften die Herrschaft über sich zugestanden hat, dem muß es freilich bange werden, wenn er sie jetzt bekämpfen sollte: je mehr man ihnen nachgegeben, desto ungestümmer sind sie in ihren Foderungen, was auch ganz natürlich ist. Wer schon frühzeitig gelernt hat, ihnen zu widerstehen, wer die Meisterschaft über sie niemals aus den Händen gelassen, wird sie ganz leicht zum Schweigen bringen. Aus der Nothwendigkeit des Kampfes erhält er zugleich die glückliche Versicherung, von traurigen Folgen frei zu bleiben: denn Sie wissen, wie oft eine sehr kurze Freude lange Jahre der Furcht, der Schmerzen, der Reue und der Gewissensbisse zurückläßt.

— Ja, man sagt es; aber ich habe es noch niemals erfahren.

— Wohl! in dem Alter, wo wir sind, haben wir freilich noch keine große Erfahrung gemacht; aber die Erfahrung Anderer belehrt uns. Gewiß haben auch Sie schon traurige Folgen gesehen, welche die Leidenschaften zurücklassen.

— Ich erinnere mich an keine.

— Das wäre! Ich wohne nur in einer kleinen Stadt, und könnte Ihnen mehr als ein Beispiel anführen. Der Kaufmann, bei dem Sie gestern Ihren Vorrath von Pulver und Blei nahmen, hat erst fünfunddreißig Jahre, und geht mit zwei Krücken; sein Zustand ist eine Folge der schändlichen Krankheit. Saint Louis, der Kammerdiener meines Vaters, war, ehe er in unsere Dienste trat, bei einem ganz außerordentlich ehrgeizigen Herrn, der immer wie ein Unsinniger sich abmühete, sein Vermögen zu vermehren; nach langwierigen Streben erhielt er endlich einen Platz, der aber nach sechs Monaten wieder einging, und über dessen Verlust grämte er sich zu Tode. Sie haben gewiß der Frau, die gestern auf Besuch bei uns war, den Kummer angesehen, den ihr ein Sohn verursachet, der sie bis zu seinem achtzehnten Jahr zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Sie hatte das Mißgeschick, ihn nach Paris zu senden, um die Rechte zu studiren. Er verband sich dort mit ausgelassenen Leuten, die ihn zum Spiel und lüderlichen Leben verleiteten. Seine Mutter

mußte mehrmal Schulden für ihn bezahlen. Sie rief ihn öfters zurück; aber er wußte immer ihrem Befehle auszuweichen, bis er endlich vor einem Monate zurückkam, elend und abgezehrt, daß sie um sein Leben besorgt ist.

— Ich sagte ihm: Diese Ereignisse erinnern mich an mehrere ähnliche, an die ich zuvor nicht dachte. Unterdessen finde ich sie dennoch nicht so fürchterlich, als Sie selbe ansehen; denn sie sind doch nur Folge übertriebener Ausschweifungen, die ganz aus dem gewöhnlichen Geleise treten, wovor man sich leicht hüten kann.

Niemals würde ich handeln, wie zum Beispiel der hitzige Formont, der seine Freude hatte, mit allen Leuten Händel anzufangen, bis er einen Stich erhielt, der ihm nach einem halbjährigen Krankenlager das Leben kostete. Noch weniger möchte ich dem Dorival nachahmen, der sich einer Verschwendung ohne Maaß ergab, die unvernünftigsten Ausgaben machte, und jetzt im äußersten Elende schmachtet. D'Embrun ließ sich von einem solchen Neide beherrschen, daß er jeden, dessen Verdienst einen Schatten auf ihn werfen konnte, durch die schwärzesten Verläumdungen niederzudrücken sich nicht scheute, weßwegen er auch von allen Gesellschaften ausgeschlossen und von allen seinen Freunden verlassen wurde. Wie könnte ein Ehrenmann, der nur erlaubte und von der Vernunft gebilligte Freuden sucht, solche Unglücksfälle zu befürchten haben?

— Eduard erwiederte mir: Wir waren ja schon eines Sinnes, ohne es zu wissen; denn wenn Sie nur solche Freuden wollen, die will ich auch, und meine Religion, die Sie sich so streng vorstellen, erlaubt mir sie ebenfalls.

— Wie! rief ich ganz erstaunt, die Religion erlaubt Ihnen selbe? Sie sind glücklich, daß mein Onkel nicht zugegen ist; er würde Ihnen wohl das Gegentheil beweisen: er hat kein so weites Gewissen wie Sie; bei ihm müßten Sie gewiß einige Freuden fahren lassen.

— Nein, mein Herr! wäre ihr Onkel gegenwärtig, er würde mir gewiß recht geben.

— Gewiß nicht; er will ja nicht einmal, daß man in das Theater gehe, vielweniger, daß man einen kleinen verliebten Streich spiele.

— Da hat er vollkommen Recht; ich stimme ganz mit ihm übereins.

— Ich begreife Sie nicht. Was für Freuden gestattet ihnen denn die Religion?

— Ich habe es Ihnen ja schon gesagt: alle, welche die Vernunft billiget.

— Aber, was kann auch die Vernunft dagegen haben, wenn ich in das Schauspiel gehe; wenn ich mit einer kleinen Schnacke die Gesellschaft zum Lachen bringe; wenn ich einen kleinen verliebten Streich ausführe, der keine Folgen nach sich zieht? Die Vernunft weiß wohl, daß ich mit vierundzwanzig Jahren nicht wie ein Einsiedler leben kann.

— Auch die Gerechtigkeit weiß recht gut, daß man, ohne zu essen, nicht leben könne; und dennoch straft sie denjenigen unerbittlich, den die Noth zum Verbrecher macht; und die Vernunft billiget diese Strenge eben so, wie die Religion, wenn sie Handlungen verbiethet, die sie nicht für so unschuldig hält, als Sie selbe ansehen. Sie mißbilliget die Schaubühne; indem sie selbe als das sicherste Mittel ansieht, unsere Leidenschaften zu erwecken, die diesen Zunder nicht auch noch brauchen, um uns mit Macht zum Bösen hinzuziehen. Sie verwirft, was Sie eine kleine Schnacke zum Lachen nennen; indem sie in uns unanständige Vorstellungen und Begierden erwecket: und wir wissen aus Erfahrung, wie derjenige, der mit Wohlgefallen bösen Gedanken nachhängt, sich auch gern zum Bösen verleiten läßt, wenn er Gelegenheit hat, selbes zu vollführen; oder auch selbst die Gelegenheit aufsuchet. Aber vorzüglich empört sie sich bei den Gedanken eines lasterhaften Umganges: sie sieht in dem Ehebruch alle die schrecklichen Folgen vereinigt, die Eidbrüchigkeit, die Untreue, Hintansetzung der heiligsten Pflichten, Uneinigkeit in der Ehe, das Unglück der Kinder und Störung der Gesellschaft. Mit Abscheu und als ein Ungeheuer des Egoismus und der Grausamkeit sieht sie denjenigen an, der, um seine Leidenschaft für einen Augenblick zu befriedigen, die Rechte mit Füßen tritt, die ein Vater, eine Mutter, ein Vormund über eine geliebte Tochter haben, die

sie zur Tugend erzogen; die ihr die Tugend ausschwätzt, sie für die Tage ihres Lebens der Schande preis gibt, und den Dolch in das Herz ihrer unglücklichen Eltern senkt. Soll ich Ihnen noch sagen, was sie von jenen schändlichen Freuden hält, die mit Geld aufgewogen werden! Selbst schon die Namen — Ausgelassenheit, Unzucht und noch andere, womit die Welt sie benennet, und womit ich Ihre Ohren nicht besudeln will, zeigen zu Genüge, zu welchem Grade der Niederträchtigkeit und Ehrlosigkeit sich jene ausgeschämte Wesen herabwürdigen, die ihre ekelhaften Freuden in diesem unreinen Schlamme aufsuchen.

— Ich bemerkte ihm: Mit allen diesen Betrachtungen, und falls Sie noch alle unsere Handlungen bis zu ihren letzten Folgerungen zergliedern, werden Sie so weit kommen, daß uns gar nichts mehr erlaubt wäre.

— Wenn es Ihnen gefällt, antwortete er, so will ich Ihnen mit anderen Ausdrücken erklären, was die Religion verbiethet und was sie gestattet. Ich kann es Ihnen mit zwei Worten sagen: sie verbiethet Alles, und sogar den Gedanken davon, was uns und Anderen schädlich ist; was unschädlich ist, erlaubt sie. Fragen Sie jetzt ihre Vernunft, sie wird Ihnen die nämliche Sprache führen, wenn Sie selbe ohne Vorurtheil anhören wollen.

— Wenn uns sonach die Vernunft das Nämliche sagt, für was brauchen wir denn die Religion.

— Da uns die Religion die nämlichen Pflichten, wie die Vernunft auflegt, spricht sie ihre Befehle bestimmt und unveränderlich aus. Die Lehren der Vernunft hingegen werden gar oft von den Leidenschaften getrübt: die Religion leitet uns, damit wir uns bei der wirklichen Ausübung der Pflichten nicht durch falsche Erklärungen täuschen lassen, und ertheilt ihnen zugleich die höchstmögliche Gewährleistung durch die Zusicherung ewiger Belohnungen oder ewiger Strafen für die Befolger oder Uebertreter.

— Bei so außerordentlich strengen Grundsätzen wäre ja dieses Leben sehr traurig.

— Warum denn? sagte er mir. Die Freuden, um bei uns einen Werth zu haben, müssen sie denn lasterhaft sein? Dürfte uns die Gesellschaft unserer Freunde nur alsdann angenehm sein, wenn sie uns von ihren sündhaften Entwürfen sprächen? Könnte uns eine Unterhaltung nur dann gefallen, wenn sie mit übler Nachrede, mit Verläumdung mit Lüge und Zotten gewürzt wäre? Sollten die schönen Künste nur da für uns einen Reiz haben, wenn sie unsere Augen mit unehrbaren Gegenständen blenden, oder unsere Ohren mit weichlichen und wohllüstigen Tönen einwiegen? Sollen denn jene Freuden, die wir ohne Unterlaß genießen können, blos deßwegen keinen Werth mehr haben,

weil uns unsere unruhige Einbildungskraft andere Freuden vormahlt, welche die Vernunft und Religion verwirft und uns zu unserem eigenen Vortheil untersagt? Lieber Alphons! ich muß Sie um Vergebung bitten, da ich Ihnen gegenwärtig keine andere Beispiele anführen kann, wenn ich mich selber als Beisviel Ihnen zeige: Bin ich denn wirklich trauriger und weniger aufgeräumt, als Sie? Bin ich nicht ein eben so guter Gast an der Tafel? Versage ich mir denn das Vergnügen einer Gesellschaft? Glauben Sie, ich sei gefühllos für die Süßigkeiten der Freundschaft? Haben Sie an mir eine Gleichgültigkeit gegen jene Uebungen bemerkt, auf die unser Alter ein so hohes Gewicht legt? Sie haben meine Pferde bewundert; Sie kennen meinen Hang zur Jagd, und wie ich ihn mit Hitze verfolge? Sie haben meine Bücher, meine Gemälde, meine Musikinstrumente gesehen. Ich frage Sie, was würden Sie mir mit redlichem Herzen sagen, wenn ich mich über eine unglückliche Lage beklagen würde? Alle diese Freuden, die mir die Religion gestattet, genieße ich, und bleibe ihr dennoch getreu dabei. Freilich liefert mir meine Lebensart keine solche ungestümme und rauschende Auftritte, womit so viele junge Leute auf eine kostspielige und unerlaubte Weise sich ihrer langen Weile zu entledigen suchen: hingegen gewährt sie mir, was ich viel höher schätze, eine gleichmüthige innerliche Empfindung, die verhindert, daß ich mir niemals selbst zur Last werde,

und die ein angenehmes Wohlsein über alle Augenblicke meines Lebens verbreitet, das weder durch die Reue über die Vergangenheit, noch durch die Furcht vor der Zukunft jemals vergiftet wird. Aber, mein Freund! was sind wohl alle jene eitlen Freuden, die ich nur erwähnte, um Ihrer Unruhe zu entsprechen und Ihre Vorurtheile zu zerstreuen. Würde mich meine Religion nicht lehren, meine Begierden zu mäßigen, würde sie denselben nicht eine Richtung zu Gegenständen geben, die einer unsterblichen Seele würdiger sind; gewiß würde mir jene eiteln Vergnügungen der Ekel, die Ueberfüllung verleiden, und die Begierde neue aufzusuchen, die mich eben so wenig befriedigen könnten. Wenn Sie, Alphons! jene reellen Freuden kennten, die der wahre Christ fühlt; wenn Sie wüßten, was es sey, Friede mit sich selbst und mit Allem zu haben, was um uns her ist; wenn Sie das ungestörte Glück desjenigen zu schätzen wüßten, der mit jedem Schritte, den er in seinem Leben macht, einer ewigen und unveränderlichen Seligkeit entgegen eilt: gewiß würden Sie die Enthaltsamkeit, so uns die Religion auflegt, nicht drückend finden, wobei uns unser Glaube freudig erinnert: ewige Belohnungen werden uns dafür schadlos halten! Sie sehen diese jetzt nur als Naturmensch an; aber betrachten Sie selbe mit den Augen des Glaubens, und alle diese Bitterkeit wird sich in Seligkeit auflösen."

Forlis! Du hättest so wenig als ich der Rührung widerstehen können, die diese Rede erzeugte. Einige Augenblicke konnte ich dem Eduard gar keine Antwort geben. Es drängten sich so viele Gedanken in meinem Geiste aufeinander, daß ich nicht zu Wort kommen konnte. Sieh! sprach ich bei mir selber, dieses sind die Früchte jener Religion, die ich für die größte Feindin meiner Vergnügungen ansah! Die, welche dieser Religion anhangen, sind glücklich und gehen immer einer noch größeren Seligkeit entgegen: und wir? Ach, welcher Wechsel bedrohet uns, und welches Ende steht uns bevor! Nach einigem Nachdenken ergriff ich Eduard bei der Hand und sagte ihm tiefgerührt: Sie sind glücklich, mein Freund! daß Sie diesen Glauben haben! Ich— ich habe ihn nicht mehr, und alles, was ich sehe und höre, seitdem ich bei meinem Onkel bin, macht, daß ich seinen Verlust schmerzlich fühle.

Ich kann dir nicht genug ausdrücken, wie ihn diese meine Rede freute; indem er daraus mein Vorhaben wahrnahm, nicht ferner in meinem Unglauben verharren zu wollen; er wünschte mir zu dem glücklichsten Ereigniß, das mir begegnen könnte, Glück; munterte mich auf, Jemand aufzusuchen, dessen gediegener Unterricht im Stande wäre, alle meine Zweifel zu lösen; sprach mit großem Ruhme von den Einsichten und Kenntnissen meines Onkels, und rieth mir, mich an ihn zu wen=

den, um Aufhellung über alles zu erhalten, was mir nothwendig schien.

Wie siehst du dieses alles an, Forlis? Da ich von dir Abschied nahm, und schon vorhinein alle Freuden des Winters mit dir berechnete; hättest du dir träumen können, ich werde auf diese Art geändert zurückkommen? Zwar ist noch nicht alles ausgemacht; allein nach meiner jetzigen Gemüthsstimmung zu urtheilen, wird es gewiß so kommen; ich bin beinahe daran, es selber zu verlangen.

Von den Vergnügungen, die man für mich, während meines Aufenthaltes in der Stadt veranstaltete, habe ich dir nichts sagen wollen; sie waren von der Art, wie man sie bei solchen Anlässen überall veranstaltet. Ich dachte, du würdest die Erzählung einer Unterredung mit größerem Interesse lesen, die dem Verlangen, welches du mir in deinem letzten Schreiben geäußert hast, eben so gut entspricht. Ich wünsche, daß sie bei dir eben die Wirkung, wie bei mir hervorbringe, und die Versicherung davon würde mir viele Freude machen.

Fünfzehnter Brief.

Forlis an Alphons von Mirecourt.

Marville, den 27. Oct. 1827.

Alle unsere Zweifel über Boisemont sind gelöset; ich bin zur traurigen Gewißheit gelangt, daß er niemals etwas anderes war, als ein Betrüger. Die Beweise davon sind so offenbar, daß ich gar nicht mehr zweifeln kann. Höre, was mir jene Person entdeckte, die mich vorher schon gewarnet hatte, ihm nicht zu trauen; Boisemont, sagte sie mir, ist gar nicht von einer so vornehmen Familie, als er sich dafür ausgab. Sein Vater ist einer von den geringern Fabrikanten von Rouen, seine Mutter wird ihm wohl wenig Unterricht zur Tugend gegeben haben, indem sie von einem reichen Wechselherrn unterhalten wurde, der auch den Unterhalt ihres Hauswesens besorgte. Da er das Alter erreicht hatte, etwas zu lernen, schickte man ihn in das Kollegium, wo er glückliche Anlagen zeigte. Nach rühmlich vollendetem Studium kehrte er in das väterliche Haus zurück, aber entdeckte bald die unrühmliche Aufführung seiner Mutter, die ihn um so mehr entrüstete, je reiner sein Herz noch war. Er war ein sehr lebhafter Jüngling, und um so mehr fürchtete man, es könnte zu einem öffentlichen Aergernisse kommen, wenn er seinem Vater, der ein gutmüthiger Mann

war, die Augen öffnen sollte. Um ihn stille zu halten, suchte man ihn zu zerstreuen; man verschaffte ihm alle mögliche jugendliche Freuden, selbst die lasterhaftesten, und seine Mutter selbst war die erste, die über seine Gewissenhaftigkeit spottete und ihn in den Unglauben einweihte; zumal ihm der Wechselherr noch alle Bücher in die Hände spielte, die fähig sind, Geist und Herz miteinander zu verderben. Boisemont, der damals nichts mehr und nichts weniger war, als Peter Leclerc, ließ sich fangen. In kurzer Zeit war er ein zügelloser Jüngling ohne Glauben, ohne Gesetz, ohne Ehre, ohne Gewissen, ohne Gott. Seine Eltern übergaben ihn einem Kaufmann, bei dem er die Handlung lernen sollte; allein er hatte keine Lust dazu. Im Kollegium hatte er einige Freunde gewonnen, die viel reicher waren, als er; durch diese erhielt er Zutritt in die Häuser ihrer Eltern, und dort gewöhnte er sich gar bald an den Ton der Welt. Seines natürlichen Witzes wegen, zu welchem noch eine schöne Gestalt und ein gewisses zudringliches Wesen kam, ward er gern gesehen. Berauscht über die gute Aufnahme, war ihm der Beruf, zu dem ihn seine Eltern bestimmten, zu gering, und da es ihm der Wechselherr am Gelde nicht mangeln ließ, warf er sich ganz in die große Gesellschaft. Seine Familie, die dieses nicht gern sah, machte ihm Vorwürfe, und diesen auszuweichen kam er nach Paris, um dort die hohen Aussichten zu verwirklichen, zu denen er sich be-

rufen glaubte. Er kannte die feurige Liebe des Wechselherrn zu seiner Mutter, und zählte darauf, daß er ihn, als den Sohn seiner Geliebten, niemals gerichtlich werde verfolgen lassen. Er wählte sonach einen glücklichen Augenblick, entwendete ihm dreißigtausend Franken in Bankzetteln, und eilte damit nach Paris, wo seine erste Sorge war, seinen Namen zu ändern und jenen anzunehmen, unter welchem Sie ihn kennen. Geschmeidig, geschickt und listig wußte er sich in mehrere Geschäfte einzuschleichen, um Vortheile daraus zu ziehen. Er war liebenswürdig, munter, gefällig, er stund an nichts an, sprach über alles ab, wußte sich in alles zu schicken, erwarb sich dadurch zahlreiche Freunde und wurde in allen Gesellschaften gefeiert. Vor dummen Leuten sprach er von seinen Reichthümern und von dem Adel seiner Familie, um sich bei ihnen ein Ansehen zu geben; anderswo schien er diese Vortheile zu verachten. Durch den Aufwand, den er machte, und durch strenge Grundsätze, die er zur Schau trug, gelang es ihm, Leute zu täuschen, die sich noch durch das Zutrauen geschmeichelt fanden, wenn er bei ihnen Geld entlehnte. Dieses Gewerbe gelang ihm eine gute Zeit; allein selbst dieses Glück verblendete ihn, und beschleunigte seinen Fall. Um seinen Ruf, den er sich erwarb, noch vortheilhafter zu steigern, ließ er sich ein, auf das Steigen und Fallen der Staatspapiere zu spekuliren. Einige-

male gewann er bedeutend, hingegen hatte er auch zuweilen Verlurste, die er aber jedesmal mit Hilfe seiner Freunde auszugleichen wußte. Allein nach und nach deckt die Zeit alles auf. Es kam unter seinen Freunden die Rede auf seine Schulden, und sie erfuhren zu ihrem Schrecken, wie sie alle miteinander seine Gläubiger wären; da waren auf einmal ihre Börsen für ihn geschlossen. Auf diesen Schlag sah er wohl, er müßte andere Quellen aufsuchen. Er mißbrauchte sonach das Zutrauen seines Wechselagenten, ließ ihm eine große Anzahl Renten, am Ende des Monats zahlbar, verkaufen, womit er sein Glück zu machen hoffte, falls die Spekulation glücklich ausfallen sollte. Da kam er zu Ihnen, um den Ausgang abzuwarten. Allein unglücklicher Weise war sein Verlurst eben so wichtig, als sein Gewinn hätte seyn können. Jetzt sah er, seine Rolle in Paris sei zu Ende; er entschloß sich sein Glück in Amerika zu versuchen, und sich seinen Gläubigern zu entziehen. Die Mittel dazu erhielt er von Ihnen, indem Sie ihm das nothwendige Geld zur Reise, und um sich dort zu setzen, vorgestreckt haben. Aber auch das mißlang ihm; denn im Augenblicke, als er sich nach Neu-York einschiffen wollte, ward er festgesetzt.

Ich fragte die Person, welche mir diese Nachricht gab, wie sie denn alle diese Umstände so pünktlich erfahren habe? Ganz leicht, antwortete sie. Den Tag darauf, als Boisemont von Ihnen kam, beging er die Unklugheit, und sagte seinem

Bedienten, wo er hin wollte, und lud ihn ein, mitzukommen. Dieser schlug es aus, und schrieb geschwind an ein Mädchen in Paris, das er heirathen wollte, damit sie ihm um einen Platz umsehen sollte. Gerade dieses Mädchen war Kammerjungfer bei dem Wechselagenten, dem Boisemont schuldig war. Sobald es dieser erfuhr, begehrte er schnell einen Verhaftsbefehl gegen Boisemont, sobald er sich zu Bordeaux zeigen sollte. Wirklich sitzt er im Gefängniß zu Paris. Aus den Papieren, die er theils bei sich hatte, theils auf seinem Zimmer zurückließ, so wie auch aus den Aussagen seines Bedienten, erfuhr man alle diese Umstände, die ich dir hier melde, und die mir der Wechselagent, der mein Freund ist, selbst erzählte; schon seit einiger Zeit setzte er Mißtrauen auf seinen Clienten, dem er zu viel getraut hatte.

Du siehst also, mein Lieber! daß ich um achtzehntausend Franken geprellt bin. Diese Lektion ist ein bischen theuer, doch stellt sie mich nicht auf den Kopf, nur beengt sie mich ein wenig, indem ich gezwungen bin, ein Anlehen zu machen, um die Billets zu versilbern, von denen ich dir gesprochen habe. Unter einem andern Gesichtspunkte sollte mir diese Geschichte beinahe Freude machen, denn nun muß ich ein ganzes Jahr in meinen Ausgaben streng haushälterisch sein, und dieses giebt mir Anlaß, ein kleines Gedicht auszuführen, das ich schon seit längerer Zeit angefangen habe, aber keine Muße fand, es zu

vollenden. Ich werde dadurch an Ruhm gewinnen, was ich an Geld eingebüßt habe. Sieh, wie sich auf dieser Welt alles ausgleicht.

Gegen die Antworten, die dein Onkel auf deine Bemerkungen gab, läßt sich nichts einwenden; eben so weckte auch dein Brief in mir ganz eine andere Meinung von den Priestern, als ich bisher von ihnen hatte. Auch hat dein Brief eine gewisse, nicht ganz unfruchtbare Anhänglichkeit an diese Wahrheiten in mir erzeugt, die in demselben dargelegt sind. Wirklich wollte ich sie schon in Ausübung bringen, da mir am nämlichen Tage, als ich spazieren ritt, der Pfarrer von Marville begegnete. Ich grüßte ihn so freundlich und mit einer solchen Würde, daß er darüber ganz erstaunt schien. Er nahm diesen Gruß für ein gutes Zeichen, und besuchte mich den Tag darauf; zum Unglücke war ich nicht zu Hause. Um an Höflichkeit nicht zurückzubleiben, machte ich ihm einen Besuch, und da ich ihn ebenfalls nicht antraf, schickte ich ihm eine Einladung zum Mittagsessen auf übermorgen. Aber mache darüber keine unnütze Bemerkungen, oder gar falsche Prophezeiungen. Ich lade ihn zu Tische, nicht etwa in der Absicht, mich bekehren zu wollen, im Gegentheil möchte ich mich nur wieder in meinen Gesinnungen bestärken, die du erschüttert hast. Wenn du sehen könntest, wie gut und schlicht mein Pfarrer aussieht, könntest du auch die Hoffnung begreifen, die ich habe, ihm ein Geständniß abzu-

locken, das dein Onkel niemals ablegen wird, er ist zu fein dazu. Uebrigens mag der Kampf, in den ich mich wohl einlassen werden müsse, ausfallen, wie er will, so verspreche ich dir, genauen Bericht darüber zu geben; beruhige dich demnach, und sei versichert von meiner Freundschaft.

Sechszehnter Brief.

Alphons von Mirecourt an Forlis.

Surville, den 3. November 1827.

Lieber Freund! mit Schmerz vernehme ich die Umstände, die du mir über Boisemont mittheilest; dieser Mensch hat uns alle ungemein betrogen, aber keinen mehr, als dich, dem er einen so empfindlichen Verlurst beibrachte. Mein Onkel schien sich gar nicht darüber zu verwundern; im Gegentheile sagte er mir, er habe dergleichen Fälle schon mehrere gesehen, worunter einer, der sich in Hamburg ereignete, der auffallendste sei. Es war dort ein reicher Kaufmann, geachtet wie keiner, seiner Rechtschaffenheit wegen; auch verdiente er diesen Ruf vieler wahrhaft edler Handlungen wegen. Aeußerst gutthätig gegen die Armen war er auch edelmüthig gegen seine Freunde, denen er öfters bei Gelegenheiten mit seinem Vermögen beistund. Man kannte keinen Fehler an ihm; er war ordnungsliebend, nüchtern, sparsam, enthaltsam, sprach

von Niemand böse, und war bereitwillig, Jedermann Dienste zu leisten. Diese guten Eigenschaften erwarben ihm allgemeine Achtung; sein Wort galt mehr, als Siegel und Briefe. Leider hatten alle diese Tugenden nur einen menschlichen Grund, und als sein Glück ihn verließ, verschwanden auch seine Tugenden. Da ihm die Grundsätze mangelten, zog er auch, anstatt sein Gewissen, vielmehr sein Vermögen zu Rathe. Er erlitt große Verlurste in seiner Handelschaft; auch verlor er bei dem Umsturze anderer Handelshäuser große Summen. Arm und ehrlich zu leben hatte er nicht Stärke genug, darum erlaubte er sich, Andern ebenfalls zuzufügen, was ihm von Andern zugefügt ward. Klug und sehr geschickt, wie er war, wußte er seine Lage zu verheimlichen; man ließ ihn ganz ruhig all sein Vermögen zu Geld machen, seine Freunde vertrauten ihm ihre Gelder, und da er eine bebeträchtliche Summe beisammen hatte, machte er sich eines Tages auf nach den vereinigten Staaten und hinterließ mehrere Millionen Schulden, wofür seine Gläubiger etwa fünfzehn von hundert erhielten.

Die Lebensart, die ich hier führe und gläublich noch einige Monate führen werde, setzte mich in Stand, einige Ersparnisse zu machen; wenn dir ein paar tausend Thaler anständig sind, deine Geschäfte desto leichter in Ordnung zu bringen, so stehen sie dir von gutem Herzen zu Dienste.

Aber weißt du auch, daß du kein richtiges Urtheil über meinen Onkel fälltest, da du sagtest: er sei zu fein, als daß er sich ein gewisses Geständniß ablocken ließe? Du glaubst sonach, er sei im Irrthume, (was ich dir zugebe, indem es möglich wäre) aber daß er den Irrthum erkenne, und dennoch in selbem verharre, das wäre doch in diesem Falle die Thorheit auf die Spitze getrieben. Wenn ein ausschweifender Mensch seinen Irrthum erkennt, und ihn dennoch festhält, das begreife ich; der Irrthum erlaubt ihm Genüsse, die er nicht gerne fahren läßt. Aber daß ein Mann sich Beraubungen und mühsamen Uebungen unterzieht, die er selbst als unnütz anerkennt, und dennoch ohne allen Zweck ihnen anhangt, das läßt sich nur von Leuten denken, die in das Irrenhaus gehören. Nein! zu dieser Gattung gehört mein Onkel nicht.

Ich erwarte mit Ungeduld zu erfahren, wie dein Mittagessen mit deinem Pfarrer ausgefallen sei. Aber, sollst du ihn auch vollkommen in die Enge getrieben haben, darfst du dich dennoch nicht des Sieges rühmen. Aus der Wahrheit der Religion folget noch nicht, daß alle ihre Diener Bossuete und Fenelone seyn müssen. Alles, was du aus seiner Niederlage schließen könntest, wäre: daß er eben das nicht wüßte, um was du ihn fragtest. Aber daraus einen Beweis gegen die Religion führen wollen, das wäre ein gar zu großer Sprung.

Ich meinerseits fahre fort, mich bei meinem Onkel und in seiner zahlreichen Bibliotheke aufzuklären. Wir haben beinahe täglich sehr wichtige Unterredungen, die mich in der günstigen Gesinnung, die er mir für die Religion beibrachte, immer mehr und mehr bestärken, wozu noch die ganze Umgebung vieles beiträgt. Bemerkenswerth ist in der That die Kunst, womit er die geringfügigsten Umstände zu benutzen weiß, meine Aufmerksamkeit immer auf diesen Gegenstand hinzulenken. Gehen wir spazieren und treffen ein Kreuz an, so zieht er den Hut ab und sagt: Da sehen wir, wie die Thorheit des Kreuzes die menschliche Weisheit besieget hat. Bisweilen treffen wir eine reizende Lage an, oder eine großartige, auffallende Aussicht; er bewundert sie mit mir und sagt: wahrhaft groß muß derjenige seyn, den alle diese Wunder nur ein Wort kosteten. Fällt die Rede auf ein neugebornes Kind, schnell bezieht er es auf die Religion: Da ist, sagt er, wieder ein Erbe, entweder des Himmels oder der Hölle, seine Handlungen werden darüber entscheideu. Alle diese Bemerkungen kommen zufällig, und unterbrechen nur auf einen Augenblick die Unterredung; allein sie wecken in meinem Gedächtnisse die Wahrheiten wieder auf, die er mir schon beigebracht hat, und zwingen mich gleichsam, sie wieder zu überdenken.

Zuweilen führt eine solche Gelegenheit weitläufigere Entwickelungen herbei. Ich will dir zum Beispiele eine der merkwürdigsten anführen. Ich

kam von einer Treibjagd nach Hause, die mir viele Freude machte, und war sehr müde. Bei Tische sprach ich mit Vergnügen von meinem Tagwerke, und rühmte ganz begeistert die Freude, die es mir gewährte. Du würdest doch gewiß bei diesem Gegenstande keinen Stoff zu einem religiösen Unterricht gefunden haben, aber höre, wie mein Onkel alles zu benützen weiß. So oft ich das Vergnügen meiner Jagd anpries, bedauerte er jederzeit meine starke Ermüdung, die Gefahren, denen ich ausgesetzt war, die Ritze, die ich bekam, da ich durch Hecken und Stauden mußte. Dieses Bedauern, das ihm sonst nicht gewöhnlich ist, führte mich auf die Vermuthung, er müsse bei dieser Rede etwas im Hinterhalte haben. Da ich es nicht errathen konnte, begnügte ich mich, ihm zu sagen, wie eben diese Ermüdungen und Gefahren die Würze für diese Art Vergnügungen seien; einen Hasen jagen, setzte ich hinzu, der in einem Zimmer eingesperrt wäre, dürfte doch einen schönen Werth haben! — Das gestehe ich, sagte mein Onkel, unterdessen ist es doch wahr, daß Sie müde sind, daß Sie Ritze erhalten, daß Sie Hunger und Durst ausgestanden, einige Verwundungen davon getragen haben, daß Sie Gefahr gelaufen sind, bei Uebersetzung der Gräben, bei schnellem Hinan- und Herabsteigen an den Anhöhen, den Hals zu brechen. So etwas wäre für einen Menschen, der kein Liebhaber der Jagd wäre, und es gezwungen thun müßte, gewiß eine wahre

Pein. — O! versetzte ich ihm, da haben Sie vollkommen recht, und ich würde denjenigen selbst beklagen, der aus Zwang aushalten müßte, was ich heute mit Vergnügen ausgehalten habe. — Gut, mein Freund! sagte er, da können Sie also die Wahrheit einsehen, wie der wahre Christ, der sich allen Prüfungen unterwirft, die der Himmel über ihn sendet, dennoch glücklich auf dieser Erde sei. In Hinsicht auf das Ziel, nach dem er trachtet, überträgt er sie wohl mit eben der Freude, mit der Sie die Ermüdungen und Gefahren übertrugen, in der Hoffnung der augenblicklichen Freude über den guten Ausgang der Jagd. Der ganze Unterschied zwischen Ihnen und dem guten Christen, der aber ganz zu seinem Vortheile ausschlägt, besteht darin, daß Ihre Freude viel kürzer und der Lohn viel geringer ist, als die Mühe, die Sie darauf verwendet haben; bei dem Christen hingegen der Lohn ohne allen Vergleich länger andauernd ist, als die Mühe, womit er diesen Lohn erringt. Oder mit andern Worten: Sie freuen sich, daß Ihnen eine sieben-, achtstündige Ermüdung eine viertelstündige Freude eingetragen habe; und dieser freuet sich wohl mit größerem Rechte, daß ihm die Erduldung eines kurzen Lebenslaufes eine ganze Ewigkeit von Freuden einträgt.

Mein Freund! ist dir auch schon jemals eine solche Vergleichung eingefallen? Und doch mußt du gestehen, sie sei wie gemacht, um uns die ein-

gebildete Furcht zu benehmen, die dich wie mich anwandelt, wenn wir an die Pflichten eines christlichen Lebens denken. Man will nur die Beraubungen in's Auge fassen, die uns die Religion auflegt, und vergißt dabei die Beweggründe, die sie uns an die Hand giebt, selbe mit Freuden auf sich zu nehmen. Auf diese Art würde man die Sache eben so einseitig auffassen, wie derjenige, der bei der schönsten Jagd von der Welt nur die Ermüdungen in Anschlag bringen würde, die sie verursachet.

Aus diesem siehst du, wie mein Onkel jede Gelegenheit ergreift, mir derlei Bemerkungen zu machen, die meine Begierde steigern, endlich meine Unentschlossenheit in einem so wichtigen Gegenstande festzustelleu. Es wird dich demnach nicht befremden, daß ich, wie ich im Anfange dieses Briefes sagte, mich beinahe täglich mit ihm über diese Sache recht ernstlich bespreche. Ich denke, es werde dir nicht gleichgültig seyn, wenn ich die letzte Unterredung, die ich mit ihm hatte, erzähle; sie erstreckte sich über eine Religionsübung, die wir schon so oft zum Gegenstande unserer Spöttereien machten. Diese Religionsübung ist eine von jenen, die den Menschen am meisten kostet, um sich dazu zu entschließen, und darum setze ich auch besonders darauf, mich darüber aufzuklären, daß mir kein Zweifel übrig bleiben sollte. Auch glaube ich, du werdest die Antworten meines Onkels nicht ohne Interesse lesen.

Ohne Zweifel hast du selbst schon gedacht, die Rede werde von der Beicht seyn. Wirklich ist auch von allen Pflichten der Religion die Beicht die schwierigste, und der sich einem so demüthigen Bekenntnisse unterwerfen soll, muß schon einen vollkommnen Glauben haben. Der Gedanke, mich, wie jeder Andere, einem Andern zu unterwerfen, wenn ich mich wahrhaft bekehren wollte, machte mich schon einige Tage unruhig. Die Gelegenheit, davon zu sprechen, bot sich eben, und ich ergriff sie begierig. Wir hatten einen Geistlichen beim Mittagmahl, von dem ich schon viel rühmliches gehört hatte, und den mein Onkel vorzüglich zu achten schien. Abends, da wir allein waren, fragte ich ihn, was dieses für ein Geistlicher sei. — Es ist der Pfarrer von Bomel, antwortete er mir. — Da Sie schon einige Male von ihm sprachen, sagte ich, so werden Sie ihn wohl näher kennen? — Ja wohl, erwiederte er, ich kenne ihn sehr gut, aber noch besser kennt er mich, denn er ist mein Beichtvater . . . und, — fuhr er nach einigem Nachdenken fort, wenn Sie wollen, ist er auch der Ihrige. Ueber diesen unerwarteten Vortrag konnte ich mich nicht erwehren, ein wenig roth zu werden. Ein solcher Entschluß, sagte ich, ist nicht Sache eines Augenblickes. Sie haben mich, seit ich bei Ihnen bin, schon von einigen Irrthümern zurückgebracht; was mir in der That Hoffnung giebt, Sie werden mich von andern noch ebenfalls befreien. Es liegen noch einige in mei-

nem Geiste, und bis diese alle zerstreut sind, wird es mit der Sache nicht vorwärts gehen. — Mein Freund! antwortete er, die Menschen können wohl überreden, aber überzeugen kann nur Gott allein; fruchtlos würde ich auf Ihren Geist einwirken, wenn Gott Ihr Herz nicht rührt. Ich könnte Ihnen eine Einwendung auflösen, und auf diese würden andere folgen; und hätten wir auch den unbegränzten Kreislauf durchgegangen, so würden wir wieder am nämlichen Platze stehen, von dem wir ausgegangen wären, indem nicht so fast Ihr Geist, sondern Ihr Herz Sie zum Unglaubigen macht. Sie müssen vor Allem Ihr Herz zum Glauben vorbereiten, dann erst werden Sie die Seichtigkeit aller Ihrer Beschwerden einsehen, die Ihnen jetzt Ihre irrgeführte Einbildungskraft zu eben so vielen Ungeheuren vergrößert.

— Ich bemerkte ihm: ehe ich beichte, muß ich doch vorher von der Nothwendigkeit der Beicht überzeugt seyn, aber hierüber muß ich Sie um einige Erklärungen ersuchen.

— Ich werde, erwiederte er, so viel Erklärungen darüber ertheilen, als Sie verlangen, aber vor Allem müssen Sie eine Geschichte hören, die ich in dem Grafen von Valmont las, die mit Ihrer wirklichen Lage große Aehnlichkeit hat.

„Ein Generallieutenant entdeckte seine Zweifel über Religion einem Offizier, den er sehr achtete, und den selbst der Marschall von Sachsen mit seinem Zutrauen beehrte. Dieser eben so fromme

als tapfere Offizier brachte es dahin, daß dem General über diesen Gegenstand Licht aufgieng. Auf sein Zureden beschloß der General mehrmals sich mit Pater von Neuville und Pater Renaud zu besprechen; allein so tüchtige Gründe sie ihm brachten, konnte er dennoch zu keiner Ueberzeugung gelangen. Der Offizier, um das letzte Mittel zu versuchen, beredete den General, sich an einen Geistlichen zu wenden, den er sich selbst zum Beichtvater gewählt hatte. Er gieng zu ihm und sagte ihm, welche Schritte er, um seine Zweifel zu zerstreuen, vergebens gemacht hatte. Mein Herr! antwortete ihm der Geistliche, was könnte ich Ihnen mehr sagen, als die Pater Neuville und Renaud? Wenn ihre Gründe nichts vermochten, wie könnte ich stärkere finden? Noch ein Mittel ist mir übrig, ich ersuche Sie, selbes anzuwenden. Kommen Sie mit mir in mein Betzimmer, wir wollen Gott anrufen, damit er unsern Verstand erleuchte und unsere Herzen rühre. Fangen Sie jetzt an zu beichten. — Ich! mein Herr! ich glaube ja beinahe an keinen Gott. — Gewiß, mein Herr! Sie glauben an Gott und die ganze Religion, mehr, als Sie sich einbilden. Knien Sie nieder, machen Sie das Kreuzzeichen, ich will Ihnen das Confiteor vorsagen, und Sie ausfragen. Unser General staunte, wie zu erwarten war, kam immer mit seinen Zweifeln, mit seinem Unglauben. Nach vielen Einwürfen und Schwierigkeiten gab er doch zuletzt nach, und be-

antworte die verschiedenen Fragen, die der Geistliche an ihn stellte, mit redlicher Aufrichtigkeit. Der Geistliche fieng bei jenem Zeitpunkte an, wo der General die ersten Ausschweifungen begieng, und kam von da auf die Einzelnheiten der Verirrungen, so jene nach sich zogen. Nach und nach öffnete sich sein Herz, seine Stimme änderte sich, einige Thränen, die er verbergen wollte, entfielen ihm. Der Geistliche bemerkte seine Verwirrung, stellte seine Fragen ein, aber gab ihm, mit glühendem Eifer eine so lebhafte und rührende Ermahnung, daß sie vollendete, was seine Fragen begonnen hatten. Der reumüthige General sagte ihm unter vielen Thränen: O mein Vater! Sie haben den einzigen Weg zu meinem Herzen gefunden. Ich bin ein Unglücklicher, den die Leidenschaften allein auf Abwege geführt haben; ich trug meinen Richter in meinem Gewissen; aber ich erstickte Seine Stimme, und getraute mir nicht, meine Verbrechen mir selbst zu gestehen; ich wollte lieber gar nichts glauben, um nicht gezwungen zu sein, besser zu leben. Morgen komme ich wieder zu Ihnen, und werde eine vollständige Beicht ablegen.“ Er legte sie ab im Gefühle wahrer Zerknirschung, und starb einige Jahre nachher, nachdem er sich allen Uebungen der Buße und einem wahrhaft christlichen Leben ergeben hatte.

Ich hörte der ganzen Geschichte zu, und sagte meinem Onkel: Es ist wahr, meine Lage hat

viele Aehnlichkeit mit jener dieses Offiziers, und und ich hoffe, Gott werde mir die nämliche Gnade gewähren, wie ihm. Allein da dieses nicht Sache dieses Abends ist, bitte ich Sie, mir in meinem Entschlusse nachzuhelfen, und mir einige nothwendige Erklärungen zu geben. Es ist doch gewiß nichts Leichtes, hinzugehen und sich vor einem Menschen zu verdemüthigen, der nicht mehr ist, als ich; wobei gewiß eine Art Widerwillens zu entschuldigen ist, ehe man einen so zweifelhaften Entschluß fassen kann.

— Welchen armseligen Grund, lieber Alphons! geben Sie mir da an mit ihrem Widerwillen! Wie! derjenige, dem Jesus Christus die Gewalt anvertraut hat, ihre Sünden zu vergeben oder vorzubehalten; der im Richterstuhle der Buße Gott selbst vertritt; der im Namen Gottes zu Ihnen spricht; der die Macht hat, Sie zu verurtheilen oder loszusprechen; der soll nicht mehr seyn, als Sie!

— Aber er ist Mensch, wie ich; ein Sünder, wie ich; bisweilen an Talenten, an Geist, an Kenntnissen, an Tugend, an Würde geringer, als derjenige, den er Beicht höret, und der in einer so demüthigenden Stellung vor ihm erscheinen muß.

— Ich gebe Ihnen dieses alles zu; nur sage ich Ihnen: der Priester mag dem Beichtenden in allen übrigen Dingen nachstehen; allein im Richterstuhle der Buße hören alle diese Unterscheidungen auf: der Büßer, er mag König oder selbst Pabst seyn, ist da nichts Anderes, als ein Sünder,

der um Vergebung seiner Fehltritte bittet; wobei der Priester Stellvertreter Jesu Christi ist. Es ist also an dem Sünder, sich vor seinem Richter zu verdemüthigen.

— Ich war gegenwärtig, wo Boisemont über diese Frage bisweilen sprach, und ich erinnere mich noch sehr gut, wie er behauptete, die Beicht sey nicht von göttlicher Einsetzung; man sehe in den ersten drei Jahrhunderten keine Anzeige davon; sie sey demnach nur eine Erfindung der Priester.

— Was wollen die Worte Jesu Christi sagen: „Alles, was ihr auf Erden lösen und binden werdet, soll auch im Himmel gelöset und gebunden seyn: Denen ihr die Sünden nachlasset, sollen sie nachgelassen, und denen ihr sie behalten werdet, sollen sie behalten seyn?“ Was für einen Gebrauch von dieser Vollmacht hätten denn die Apostel und ihre Nachfolger machen können, wenn sie nicht die Kenntniß der Sünden erhalten hätten; und wie hätten sie diese Kenntniß erhalten, wenn nicht durch die Beicht?

Um sich davon zu überzeugen, daß die Christen in den ersten Tagen der aufkeimenden Kirche, die Sache auf die nämliche Weise verstanden haben, dürfen wir nur die heiligen Bücher aufschlagen. In der Apostelgeschichte 1) lesen wir: Eine große Menge Gläubiger kam zum heil. Paulus und bekannten ihre Sünden. Wir finden bei dem hl.

1) C. 19. v. 18.

Johannes 1) diese bestimmten Ausdrücke: „Wenn wir unsere Sünden bekennen, ist Gott gerecht und getreu uns selbe, nachzulassen.“ Der hl. Barnabas 2) im ersten Jahrhundert sagt: „Ihr sollet eure Sünden bekennen.“ Der hl. Clemens drückt sich 3) auf gleiche Weise aus: „Bekehret euch; denn wenn wir diese Welt verlassen, können wir nicht mehr beichten und nicht Buße thun.“ Die nämliche Sprache führen im zweiten Jahrhundert Irenäus, Tertullian, Origenes. Ist es nach solchen Authoritäten, nicht eine Frechheit, abzusprechen, man finde in den ersten drei Jahrhunderten kein Merkmal einer Beicht?

— Ich erinnere mich, wie derjenige, mit welchem Boisemont über die Beicht sprach, ihm ungefähr die nämlichen Zeugnisse brachte: aber ich weiß auch noch gar gut, wie Boisemont ohne verlegen zu seyn, antwortete: die Alten hätten unter dem Ausdruck — Beicht — nur die öffentliche Beicht verstanden, welche die ersten Christen aus Demuth ablegten; nicht aber die Ohrenbeicht, wie sie die Priester wirklich verstehen. Sein Gegner wußte nichts zu erwiedern, und wir sprachen dem Boisemont den Sieg zu.

— Es ist doch gut, sagte mein Onkel, daß es eine Appellation giebt; denn über keinen Handel ist noch ein schlechteres Urtheil gesprochen wor-

1) C. 1. v. 19.
2) lettre No. 19.
3) Epist. 2. No. 8.

den. Ich dürfte Ihnen nur sagen: Jesus Christus hat die Beicht eingesetzt, was in seinen Worten, die ich Ihnen angeführt, deutlich liegt, und was die ersten Christen, wie sie nicht läugnen können, beständig ausgeübt haben. Aber ob sie öffentlich oder geheim geschehen soll, darüber hat Jesus Christus nichts bestimmt. In den ersten Zeiten war sie öffentlich; die ersten Christen waren alle heilig, ihre Sünden waren geringe Fehler, und das öffentliche Bekenntniß unterhielt ihren Eifer und ihre Demuth, ohne daß es in der Gesellschaft große Störungen erweckte. Allein da der erste Eifer erlosch, und die Laster nicht mehr so selten waren, würde die öffentliche Beicht wichtige Nachtheile gehabt haben. Darum bediente sich die Kirche, als zärtliche Mutter der, von ihrem göttlichen Stifter erhaltenen Vollmacht, und verordnete, die Beicht solle nur vor einem Priester abgelegt werden, der zum unverbrüchlichen Stillschweigen verbunden war. Wie könnten sie bei allem dem noch eine Einwendung gegen die Ohrenbeicht finden? oder wollten Sie der Kirche ihre Weisheit und Vorsicht zum Verbrechen anrechnen? Sie finden es ja schon äußerst hart, ihre Fehltritte einem Priester zu eröffnen, der die Pflicht hat, außer der Beicht nicht einmal daran zu denken: wollten Sie denn lieber selbe in Mitte der, in der Kirche versammelten, Gläubigen, mit lauter Stimme öffentlich hersagen? Sie können sich demnach der öffentlichen Beicht, die Sie selber

als verbindend eingestehn, nicht anderst entziehen, als wenn Sie sich der heimlichen unterwerfen.

Unterdessen habe ich Ihnen bisher nur die Hälfte der Wahrheit entdeckt; denn bei den ersten Christen war die geheime Beicht eben so in Uebung, wie die öffentliche. Das ersehen wir deutlich aus den Schriften des Origenes, der heiligen Cyprian, Gregor von Nyssa, Basilius, Augustin, Paulin, Leo, und noch vieler anderer. Ich habe ihre Werke in meiner Bibliothek, aus welchen ich Ihnen die Wahrheit des Gesagten beweisen kann.

— Ich zweifle gar nicht, sagte ich, an dem, was Sie mich versichern. Allein könnte man da nicht einwenden: was damals, da die Sitten noch rein waren, gut war, könnte es bei der jetzigen Verderbtheit der Sitten nicht mehr seyn? Sie werden mir doch eingestehen, daß falls die Beicht für einige gute Seelen heilsam seyn mag, sie dennoch bei vielen Anderen die Quelle großer Unfugen sey. Ich erinnere mich, gehört zu haben, es gebe unter Protestanten weniger Verbrecher, seit dem sie die Beicht abgeschafft haben.

— Armer Alphons! wenn Sie alles für baare Münze annehmen, was Ihnen jeder Hergeloffene sagt, bedauere ich Sie, denn da gibt es wahrlich keinen Irrthum, den sie nicht unterschreiben müssen. Was Sie von den Protestanten sagen, ist so wenig wahr, daß sie vielmehr ihre Reue eingestanden, die Beicht aufgehoben zu haben. Die Nürnberger sandten Gesandte an Karl V., um

ihn zu bitten, er möchte die Beicht bei ihnen wieder herstellen. 1) Auch die Straßburger verlangten sie wieder herzustellen. 2) In Schweden behielt man sie bei, als einen in der Augsburgischen Confession festgesetzten Artikel. 3) In Preußen behielt man sie ebenfalls bei, und Mosheim tritt gegen einen Pastor von Berlin auf, der sich unterfing, gegen sie zu predigen. 4) Setzen Sie zu diesen Beweisen noch bei, wie viele ihrer Schriftsteller das Sittenverderbniß gestehen, das die Abschaffung der Beicht herbeigeführt hat; und dann glauben Sie, nach allen diesen Gegenbeweisen, noch blindlings fort, was Ihnen der nächste beste gegen die Beicht, und überhaupt gegen die Religion dahersagt.

„Ich weiß es wohl, die Ungläubigen haben über gewisse Unordnungen, welche die Beicht verursachet hat, großen Lärm erhoben. Allein dergleichen Ereignisse waren selten und vorübergehend; das Gute hingegen, das sie bewirket, ist vielfältig und bleibend. Die Beicht ist ein Zaum, der die Ausgelassenheit in Schranken hält; sie ist eine ergiebige Quelle heilsamer Rathschläge; für ängstliche Seelen und für Sünder ein gefühlvoller Trost; die Beicht bewahrt in unverderbten Herzen die Keime der Frömmigkeit; belehrt die Gläu-

1) Soto in 4 dis. 18. q. 1. art. 1.
2) Lettres du G. Schefmacher, 4 lettre, §. 3.
3) Bossuet hist. des Var. l. 3. n. 46.
4) Hist. Eccl. du 17 Siecle, Sect. 2, 2 p. c. 1. §. 5.

digen, oder erinnert sie an ihre Pflichten; gibt der Unschuld eine Stütze; und bewahrt die Liebe zur Einigkeit, zum Gehorsam und zur Gerechtigkeit; durch ihren heilsamen Einfluß werden alle Laster niedergehalten, die Verbrechen getilgt und alle Tugenden ermuthiget. Luther, so aufbrausend er war, wollte sie beibehalten wissen: „Eher," sagte er, „wollte ich noch die Tyrannei des Papstes zugeben, als einwilligen, daß die Beicht aufgehoben werde 1)." Er hatte Recht; denn wenn Alles müßte abgeschafft werden, was mißbraucht werden könnte, wüßte ich nicht, ob alle unsere Einrichtungen, Gesetze, selbst unsere geringfügigsten Handlungen, die Probe aushalten würden. Ich möchte doch sehen, ob jene Gottlosen, die sich so gern über einen Mißbrauch in Ansehung der Beicht ärgern, sich von Speis und Trank enthalten möchten, weil schon einige Schwelger am Uebermaß gestorben sind.

Forlis! überlege diese Gründe; freilich legen sie uns eine harte und drückende Last auf; aber wenn du sie ohne Vorurtheil überdenkest, zweifle ich nicht, sie werden bei dir die nämlichen Eindrücke machen, die sie bei mir gemacht haben.

---

1) Collect. des Ecrit. allem. de Luther, vol. 2. p. 272.

Siebenzehnter Brief.

Forlis an Alphons v. Mirecourt.

Marville, den 7. November 1827.

Weißt du auch, mein Lieber! daß wir Beide mit starken Schritten unserer Bekehrung entgegen gehen? Besonders nach deinem letzten Schreiben zu urtheilen, zweifle ich keineswegs, du werdest mit nächstem ein vornehmer Büßer werden. Und ich, so ich nach der Unruhe, die mich plagt, und nach den Gedanken urtheile, die fortwährend meinen Kopf durchkreuzen, glaube, ich sey sehr nahe daran, deinem Beispiele zu folgen. Es wäre doch gewiß lustig, wenn eben die zwei Leute, die in die Weltfreuden am meisten, so zu sagen, vernarrt waren, mit einem Male Eremiten würden. Du wirst dir wohl vorstellen können, was die feurigen Absprecher in den Gesellschaften zu Paris dazu sagen werden. Allein auf dem Punkte, wo du wirklich stehest, und mit deinem Karakter, wie ich ihn kenne, bin ich versichert, dieses werde dich nicht zurückhalten; und ich gestehe dir aufrichtig, meine Gesinnung stimmt mit der deinigen vollkommen überein. Wollen sie spotten, über uns lachen: das können sie, so viel sie wollen; wir entgegnen ihnen mit dem Sprichworte: Der am Ende lacht, der hat gewonnen (Rira bien, qui rira le dernier). Wir wären doch gewiß nicht vernünftig, wenn wir Leuten, die den gesunden Verstand eingebüßt haben, zu gefallen, gegen un=

sere Ueberzeugung handeln wollten; wo zuletzt die nämlichen Leute über unsere Schwachheit spotten würden.

Verwunderst du dich etwa, eine Sprache in so harten Ausdrücken gegen diese Leute von mir zu vernehmen? — Sie ist Folge einer Unterredung, die ich mit meinem Pfarrer hatte, und die ich dir ganz mitzutheilen versprach. Allein sie ist so lang und so wichtig, daß dir nichts davon entgehen darf. Ich will sie ganz aufzeichnen; aber dieses ist eine Unternehmung, die mich Arbeit kostet. Sobald sie fertig ist, überschicke ich sie dir; angefangen habe ich schon. Für dieses Mal begnüge dich, wenn ich dir sage, er sey bei weitem nicht so einfältig, als ich ihn dir schilderte; selbst wenn er auf etwas nicht antwortete, mußte ich es zu seinem Vortheile auslegen.

In Erwartung, bis ich dir die Unterredung schicken kann, reden wir von etwas Anderem. Vor Allem danke ich dir für den Antrag der 6000 Franken, den du mir machst. Ich nehme sie mit Freuden an, besonders wenn du mir sie auf der Stelle schicken kannst. Wenigstens kann ich damit etwas von dem decken, was mir Boisemont entwendet hat.

Denke nur, der abscheuliche Bursche hatte noch die Frechheit, mir zu schreiben! Er behält noch die nämliche Unverschämtheit, mit der er sonst in der Gesellschaft auftrat; er schwätzt noch von Tugend, von Ehrgefühl und Rechtschaffenheit.

Er wollte Frankreich nur verlassen, um in Amerika seine Vermögensumstände herzustellen, damit er bei seiner Zurückkunft seine Schulden bezahlen könne. Eine unglückliche Spekulation habe ihm diesen Verlurst zugezogen und ihn in diese Lage versetzt. Mit etwas Hilfe in diesem Augenblick könnte er sich noch heben; und mit dem Beistande seiner Verwandten und unter dem Schutze seiner Freunde so weit kommen, daß er am Ende Alles ausgleichen könnte. Er bittet mich, von dem Gelde, das er von mir entlehnt, Niemand etwas zu sagen, und versichert mich zuletzt in prahlerischen Ausdrücken, wie du sie an ihm kennst, seiner Erkenntlichkeit und seiner unverbrüchlichen Freundschaft. Ich glaube, er halte mich für so dumm, daß er mich noch einmal fangen könne, wie das erstemal, wo er mir mein Geld abgestohlen; ich habe ihm auch deswegen gar keine Antwort gegeben. Gott bewahre mich, daß ich durch Zurückforderung meiner 18,000 Franken, die doch nur fruchtlos wäre, sein Schicksal noch verschlimmern wollte! Aber er soll auch nichts Anderes, als mein Stillschweigen von mir erwarten.

Genug von diesem unglücklichen Menschen; er mag die Strafe seines Verhaltens tragen. Wir wollen uns mit etwas Anderem unterhalten, das nicht so traurig ist. Mit großer Theilnahme las ich, was du mir von deinem Aufenthalt bei dem Baron von Ponfret erzähltest. Sein Sohn wäre auch mein Mann, und ich wünschte sehnlich, mit

ihm bekannt zu werden: gewiß würde man weniger über die Religion spotten, wenn alle sogenannten Andächtigen wären, wie er. Ich finde nichts Vernünftigeres und Gediegeneres, als was er dir von seiner Lebensart sagte; und du hattest vollkommen Recht, da du mir alle die Umstände meldetest und sagtest, sie wären geeignet, alle meine Vorurtheile, die ich über diesen Gegenstand nährte, zu tilgen. Vorzüglich hat jene Stelle: „Müssen denn die Freuden lasterhaft seyn, um in unsern Augen einen Werth zu haben?“ wie auch jener Vernunftschluß, wodurch er dir bewies, daß in Ansehung der Handlungen, insofern sie erlaubt oder verboten sind, die Religion und die Vernunft das Nämliche lehren, — einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich habe deinen Brief eben den Tag darauf erhalten, als der Pfarrer bei mir gespeiset hat; dieser hatte meine Denkungsart schon ziemlich umgestimmt; und dieses trug bei, daß dein Schreiben um so mehr auf mich wirkte. Ich will es dir aufrichtig gestehen: alle deine Unterredungen mit deinem Onkel haben bisher nur so halb und halb auf mich eingewirkt. Sie betrafen nur einzelne Punkte der Religion; und darum beruhigte ich mich, indem ich glaubte, es wäre eben nicht so leicht, sie in ihrem ganzen Zusammenhange zu beweisen. Allein mein Pfarrer, der gar nicht so einfältig ist, als ich ihn dafür ansah, hat mir diese Ausflucht abgeschnitten, und darum trat in meiner Denkungsart eine große Veränderung ein,

Ich möchte dir gerne noch mehr schreiben; denn wirklich verstehen wir einander sehr gut, um uns über einen so wichtigen Gegenstand zu unterhalten. Allein ich muß jetzt abbrechen, um das zu bearbeiten, was ich dir versprochen habe, da ich es noch in frischem Gedächtniß habe.

N. S. Da hast du wieder eins von jenen Geschichtchen, von denen die Welt so voll ist. Ich habe dir die Geschichte erzählt, die Saint-Lambert mit dem Fräulein de-la-Riviere hatte. Einer ihrer Verwandten forderte ihn heraus und tödtete ihn. Um ihn zu rächen, forderte sein Bruder den Verwandten heraus; und diesmal erlag der Verwandte. Sonach hat die Leidenschaft ein junges Frauenzimmer für die Zeit ihres Lebens entehrt, das Leben von zwei Menschen gekostet und zwei Familien in die tiefste Trauer versetzt. Ein wenig mehr Religion bei diesen Leuten: ach! welch großes Unglück hätte sie verhüten können!

Achtzehnter Brief.

Alphons von Mirecourt an Forlis.

Surville, den 10. November 1827.

Welche Freude hat mir dein Brief gemacht, lieber Forlis! Und wie lieb ist mir dein Pfarrer geworden! Ja, mein Freund! wir wollen den Spöttereien einer unsinnigen Welt trotzen, und weder Furcht noch Schamhaftigkeit soll uns abhalten, fortzuwandeln auf dem neuen Pfade, den

uns der Glaube entdeckt hat. Wäre es nicht eine schändliche Feigheit von uns, da uns einmal der göttliche Lichtstrahl leuchtet, wenn wir als kriechende Sklaven des verächtlichen menschlichen Respektes, die Freiheit, so uns der Glaube anbietet, von uns stoßen und ferner in der Abhängigkeit einer Welt leben wollten, die wir im Herzen verdammen und dennoch öffentlich billigen müßten! Nein, nein! möge sich Mancher seines Glaubens schämen: ich will nicht von ihrer Anzahl sein. Es muß ein niederträchtiger Mensch seyn, der sich scheut, seine Gesinnungen zu äußern. So einer wäre nur Sklave der Meinung anderer Menschen, wo er alle Augenblicke gezwungen wäre, zu loben, was er verachtet; zu entheiligen, was er verehrt; zu lästern, was er anbetet; aus Furcht, von gewissen Leuten schwach genennt zu werden, würde er sich selbst bis zur knechtischen Schwachheit erniedrigen. Forlis! was uns betrifft, wir wollen uns über diese elenden Widersprüche erhaben zeigen. Glücklich durch das Zeugniß unsers Gewissens, gegründet auf den Beifall unserer Vernunft; Christen vor dem Angesicht der ganzen Welt werden wir durch unsern Muth die Welt zwingen, uns zu schätzen, obwohl wir sie verachten.

Mein Freund! verwundere dich nicht über das Feuer, womit ich dir meine Empfindungen ausdrücke; ich schreibe dir dieses in einer Aufregung, die durch einen rührenden Auftritt in mir erweckt wurde, wovon ich gestern Zeuge war. Wir mach-

ten dem General Dupré, dessen Schloß zwei Stunden von hier entfernt ist, einen Besuch. Dieser General ist ein Mann, den man in eine Verlegenheit setzen könnte, wenn man ihn fragte, ob er an die Religion glaube oder nicht. Diese Leute sind gar wohl zufrieden, wenn Jemand Religion hat; aber sie sind es auch, wenn man keine hat; wird über die Religion eine Spottrede vorgebracht, so lachen sie mit, und beklatschen mit der nämlichen Gleichgültigkeit einen schönen Gedanken, der zu Gunsten der Religion gesprochen wird. Alle ihre Sorgen gehen nur auf ihre Geschäfte und Vergnügungen: die Sorge hingegen für das Allerwichtigste versparen sie auf jenen Augenblick, wo der herannahende Tod sie erinnert, daß es endlich Zeit wäre, zu lernen, wie man leben müsse.

Der General hat einen einzigen Sohn von 28 Jahren. Dieser junge Mann scheint schon von Natur mit heftigen Leidenschaften begabt; er hat eine feurige Einbildungskraft, und war lange Zeit ein überspannter Anhänger der sogenannten Weltfreuden. Er verliebte sich in ein junges Frauenzimmer, das von einer außerordentlichen Schönheit, aber zugleich auch ungemein tugendhaft war. Unfähig, etwas mit Gelassenheit zu unternehmen, war auch seine Liebe, gemäß seines schwärmerischen Charakters, überspannt. Es setzten sich dieser Verbindung große Hindernisse entgegen, die er alle zu ebnen wußte, so zwar, daß nach einer zwei=

jährigen peinlichen Ungewißheit endlich der Tag der Heirath festgesetzt wurde. Nun stund er am Ziele aller seiner Wünsche; seine lebhafte Einbildungskraft zeichnete ihm die glänzendste Zukunft mit den reizendsten Farben, als auf einmal das Frauenzimmer schnell dahin starb. Seine Eltern kannten seinen ungestümmen Charakter, und erwarteten an ihm die heftigsten Ausbrüche des Schmerzens und der Verzweiflung. — Nichts von Allem dem. Wie vom Donner getroffen schien er in allen seinen Seelenverrichtungen gelähmt und blieb ganze acht Tage in einem Zustande, der beinahe einer völligen Betäubung glich. Er war unempfindlich gegen Alles, was ihn umgab; weder die Sorgen seines Vaters, noch die Liebkosungen seiner Mutter, noch die Bemühungen seiner Freunde waren im Stande, ihn aus dieser traurigen Unempfindlichkeit zu reißen. Was man von ihm begehrte, das that er; aber mehr wie eine Maschine, die durch eine Feder bewegt wird, als mit einer Willfährigkeit, mit der wir dem Begehren anderer Menschen entsprechen. Sagte man ihm, er solle essen, trinken, gehen, so that er es; er merkte auf, wenn man eine Antwort begehrte, gab er sie: man hat mich versichert, wenn man ihn sich selbst überlassen hätte, er wäre, ohne vom Platze zu kommen, gestorben und hätte vielleicht nicht einmal das Bedürfniß von Speise und Trank gefühlt. Man könnte fragen: ob in diesem außerordentlichen Zustande vielleicht seine feurige Einbildungskraft

auf eine Zeit gänzlich gelähmt war? Allein nach dem, was ich dir sagen werde, glaube ich vielmehr, sie sey so heftig mit einem einzigen Gegenstand beschäftiget gewesen, daß alles Andere keinen Eindruck auf sie machen konnte. In dieser Lage befand er sich acht ganze Tage, als er auf einmal das Stillschweigen brach und aufrief: Gott allein ist groß, Ihm allein werde ich hinfür dienen; wehe demjenigen, der hinfälligen Geschöpfen anhangt! — Ganz erstaunt über eine solche Sprache, fragten ihn seine Aeltern darüber. „Wir sind, antwortete er, nichts als Staub und Erde. Die Welt ist nur ein trügerisches Schattenbild, nur der Himmel allein verdient unsere ganze Aufmerksamkeit.“ — Die ganze Geschichte endete damit, daß er sich in ein Seminarium einschloß, wo er jetzt studirte, wie er zuvor geliebt hatte, das ist: mit einem Feuereifer, der seines Gleichen nicht hat. Er ward Priester vor achtzehn Monaten, und übte seither die heiligen Verrichtungen geräuschlos in der Stadt und auf dem Lande. Allein zu beschränkt war diese Sphäre für seine Lebhaftigkeit und für seinen Eifer. Er entschloß sich demnach, in den Orden für die auswärtigen Missionen zu treten; und da der Zeitpunkt kam, nach China zu verreisen, besuchte er seine Eltern nochmal, um Abschied von ihnen zu nehmen. Er blieb vierzehn Tage bei ihnen, wo ich ihn schon zum drittenmal sah.

Gestern, bald nach meiner Ankunft, trug er mir einen Spaziergang im Park an. Ich weiß nicht, war seine Absicht, bei mir seine Funktion anzufangen, oder wollte er nur sein Herz in dem Busen eines Freundes ausgießen, von dem er glaubte, daß er ihn verstehen würde. Wir gingen einige Augenblicke auf und ab, sprachen von dem wichtigen Entschlusse, den er gefaßt hatte, und als ich mein Erstaunen über seinen Muth äußerte, sagte er mir: „O, mein Herr! Sie kennen den großen Gott, den ich anbete, nicht genug! In seinem Dienste gewinnt Alles eine andere Gestalt; Entsagungen werden zu Genüssen; Ermüdung gewährt Freude; jeder Kampf ist ein Triumph, und selbst der Tod ist Belohnung. Ach! es war freilich auch eine Zeit, wo ich dachte wie Sie; eine Zeit, an die ich mich nur mit Schmerzen erinnere, und die ich so gern aus der Zahl meiner Tage vertilgen möchte. Jung und unerfahren ward ich in die Welt hinausgeworfen, die mich um so leichter verführte. Mit langen Zügen trank ich aus dem Giftbecher, den sie mir darreichte; süß schien die Oberfläche; aber tödtende Bitterkeit war im Grunde verborgen! Ich suchte wahres Glück, und fand nichts als flüchtige Freuden: ihre betrügerischen Genüsse reizten nur immer mehr meine unersättlichen Begierden. Ich glich einem Fieberkranken, den der Tod übereilt, ehe er den grausamen Durst stillen kann, der ihn verzehrt. Je mehr ich meinen gebieterischen Leidenschaften nach-

gab, desto aufrührischer wurden sie und forderten mehr, als ich ihnen gewähren konnte. Je mehr ich that, um glücklich zu werden, desto unglücklicher wurde ich, daß ich zuletzt die Natur selbst einer Ungerechtigkeit beschuldigte, indem sie mir den Trieb zur Glückseligkeit gab, und dennoch die Fähigkeit versagte, denselben zu befriedigen. Endlich glaubte ich, am Ziele aller meiner Wünsche angekommen zu sein; allein in dem Augenblick, wo ich es schon in den Händen zu haben wähnte, ward es mir entrissen.“

Hier hielt er inne, wie wenn er herzzerreissende Erinnerungen zu erwecken fürchtete. Ich glaubte, seine Augen würden jetzt seinen Verlurst und seinen Schmerz ausdrücken; ich beobachtete ihn scharf, um, wenn es möglich wäre, die Bewegungen seiner Seele auf seinem Angesichte zu lesen. Allein wie groß war mein Erstaunen, da ich seine Augen in süßer melancholischer Ruhe dem Himmel zugewendet und seine vollkommenste Hingebung sah! Nach und nach belebte sich sein Angesicht, und er schien in einer Art Verzuckung zu sein, wo er den Vorgeschmack jener Seligkeit kostete, die das Ziel seiner Hoffnung ist. O, mein Freund! ich kann dir den Eindruck nicht schildern, den dieser Anblick auf mich machte. „So viel Seelenruhe“, sagte ich bei mir selber, „ja das muß wohl Religion seyn! — Meine Wißbegierde war zu lebhaft gereizt; ich suchte mich sonach gänzlich zu überzeugen.

In der Zuversicht, er werde mich anhören, sprach ich ihm von derjenigen, die er so sehr liebte, beklagte ihren frühzeitigen Tod und seine schmerzliche Trennung von ihr.

Diese Rede brachte ihn schnell zur Besinnung. „Mein Freund! sagte er, lernen Sie doch die Güte der göttlichen Vorsehung besser kennen, die uns das Nichts aller irdischen Dinge aufdecket, und uns mahnet, unseren Blick auf einen Gegenstand zu richten, der allein den Abgrund unserer Begierden auszufüllen im Stande ist. Julie war nur das Werkzeug, dessen die Vorsehung sich bediente, mich zu sich zurückzuführen. Julie hat ihre Sendung vollendet; sie war zu rein, um ferner auf dieser Erde zu verweilen; die Engel wollten sie dieser Welt fürderhin nicht mehr gönnen; Gott wollte sie für ihre Tugend belohnen, und darum verkürzte Er die Tage ihres Lebens. Ich bleibe, indem meine langwierigen Verirrungen eine lange Sühnung fodern; ich bleibe, aber belehrt durch ihre Mahnungen und Beispiele. Man hat Ihnen vielleicht von ihrer Schönheit, von ihrem einnehmenden Wesen, von ihren Talenten gesprochen; vielleicht hat man ihre glücklichen Eigenschaften angerühmt. Allein wer könnte ihre Tugenden würdigen? welche menschliche Zunge sie aufzählen? Wenn Sie sich einigen Begriff davon machen wollen, denken Sie sich meine Aufbrausungen, meine Ausschweifungen, meine ungestümmen Leidenschaften, die Hitze meiner Begierden,

die Vergessenheit aller meiner Pflichten, mit einem Worte: alle meine Laster. Und wenn Ihnen dieses Ungeheuer Abscheu erreget, vergleichen Sie es mit dem armen Missionär, der in die entferntesten Gegenden hineilet, seinen Brüdern die Worte des Heiles zu bringen, und dort vielleicht den Martyrtod zu finden, und sagen Sie alsdann zu sich selber: „Diese Aenderung ist das Werk Juliens.““

— Ich sagte ihm: Dieses war auch immer mein Gedanke, nur ein so grausamer Verlurst und ein so unerwarteter Schlag könnte einen solchen ungeheuren Entschluß bewirkt haben, wie Sie einen faßten.

— Nicht doch, mein Herr! antwortete er lebhaft, was Sie da auf die Rechnug einer Verzweiflung schreiben, war ganz und gar nur Folge meiner Ueberlegung. Ich war getrennt von derjenigen, die ich liebte, und da meine Liebe keine andere Nahrung mehr hatte, als an ihrem Andenken, so suchte ich meinen Schmerz dadurch zu lindern, daß ich alle die Umstände ihres Lebens, das mir so werth war, in das Gedächtniß zurückrief, und da dieses allein meine ganze Denkkraft beschäftigte, schien ich gegen Alles gefühllos zu seyn. Fruchtlos verhallten alle Zusprüche der Tröstungen, die meine Freunde an mir verschwendeten; sie konnten das nicht aufwiegen, was ich an dem Andenken Juliens fand. Sie war nicht gegenwärtig, und dennoch sah ich sie; ihr ange-

betetes Bild folgte mir auf jedem Schritte nach, und stellte sich mir vor Augen; Lärmen und Stille, Tag und Nacht, Gesellschaft und Alleinsein war mir ganz gleichgültig, denn überall war ich nur bei ihr, nur bei ihr allein. Gott schlug mich, um mich zu retten: Er bestimmte in Seinen ewigen Rathschlüssen diesen Zeitpunkt zur Rückkehr zu ihm. Er machte, daß anstatt dieser herzzerschneidenden Gedanken, heilsamere Erinnerungen in mir aufgiengen. Ich dachte wieder an die weisen Räthe, an die liebreichen Vorwürfe, an die sanften Vorstellungen, an die heilsamen Winke, womit Julie meine feurigen Aufbrausungen zu beschwichtigen strebte. Vorzüglich wirkte lebhaft auf meine Einbildungskraft eine Rede, wo sie, gleichsam im prophetischen Geiste, mir vorsagte, daß Gott seine Unzufriedenheit über eine Liebe äußern werde, welche sich meines Herzens mit Ausschließung jedes andern Gegenstandes so gänzlich bemächtiget habe. Wenn ich dann auf jenes traurige und unvorgesehene Ende einer Hoffnung denke, an die ich das Glück meines ganzen Lebens knüpfte, so kann ich die Erfüllung dieser schmerzlichen Vorsagung unmöglich mißkennen. Auf diese ersten Ueberlegungen folgten ernsthaftere und bedeutendere. Aus dem Grabe dieser Julie, die in der schönsten Blüthe der Jugend, damals vollkommen gesund, der Gegenstand meiner Liebe und aller meiner Gedanken, der Abgott meines Herzens war, erscholl eine Stimme, die mir die Eitelkeit

aller vergänglichen Dinge laut verkündete. Niemals werde ich das Gesicht vergessen, das mir in einer Nacht vorschwebte, wo meine Kräfte, durch so viele schlaflose Nächte erschöpft, unterlagen. Ich schlief ein, aber meine Seele, allen meinen körperlichen Bedürfnissen entfremdet, beschäftigte sich ohne Zweifel mit jenen wichtigen Gegenständen, die meine ganze Denkkraft in Anspruch genommen hatten. Auf einmal schien mich ein außerordentlicher Glanz aufzuwecken; eine schimmernde Flamme, heller als das Sonnenlicht erfüllte meine Kammer, sie nahte sich mir, und, ohne abzunehmen, setzte sie sich unten an dem Bilde der Julie an, das ich in meinem Alkofen aufgehängt hatte; ich hörte die Worte, die noch auf diese Stunde in meinen Ohren ertönen: „August! die Zeit fliehet, die Ewigkeit nahet, was zauderst du? Deine Geliebte ist jetzt selig, für immer selig. Du wolltest ja dein Loos mit ihr auf Erden theilen, willst du denn es nicht auch mit ihr im Himmel theilen? Weißt du denn nichts anderes zu lieben, als nur vergängliche Dinge?“ Mein Herr! unmöglich könnte ich Ihnen den Eindruck schildern, den diese nächtliche Erscheinung auf mich machte. Ich will nicht entscheiden, ob es eine wirkliche Erscheinung, oder nur eine Wirkung meiner, durch immerwährendes Nachdenken erhitzten Einbildungskraft war. Daran liegt mir aber auch nichts, es mag dieses oder jenes gewesen seyn, ich sah es als einen Wink vom Himmel

an, und entschloß mich ihm zu folgen. Was daraus entstand, wissen Sie schon.

Stelle dir jetzt vor, mein lieber Forlis! wenn du kannst, was für eine Wirkung diese Erzählung in mir hervorbrachte; ich stand eine Zeit lang da, versunken in den Gedanken, die sie in mir weckte. Der junge Missionär schwieg ebenfalls, und wir giengen auf und ab, ohne ein Wort zu reden. Ich brach dieses religiöse Stillschweigen, und nahm mir die Freiheit, ihm zu sagen: verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen einen Zweifel vortrage, der Sie vielleicht beleidigen könnte; aber da Sie ihr Leben dazu geweiht haben, um den Triumph der Religion zu befördern, werden Sie sich durch eine Frage nicht beleidigt finden, auf welche Ihre Antwort zur Vermehrung meines Glaubens ungemein viel beitragen kann. Ich begreife wohl, wie die erste Erschütterung Ihres Schmerzes Sie leicht dahin bringen konnte; aber da die Zeit und die Ueberlegung die ersten Aufwallungen gewiß ein wenig stillen mußten, haben Sie denn niemals mehr ein Verlangen nach dem gefühlt, was Sie verlassen hatten?

Ja, antwortete er, ich will es nicht läugnen, ich hatte einen harten Kampf zu bestehen. Der Hang zum Bösen, den der Mensch mit in dieses Leben bringt, verläßt ihn auch nur mit diesem Leben; allein unterstützt von der Gnade meines Gottes gieng ich noch immer siegreich aus diesem Kampfe. Je mehr ich Gott kennen lerne, um so

mehr lerne ich ihn auch lieben. Mein erster Schrei zu ihm war ein Schrei des Schmerzes, aber bald darauf war es ein Schrei des Dankes. Seitdem ich mich ganz den Pflichten meines neuen Standes hingebe, sehe ich die Welt nur für ein stürmisches Meer an, und es freuet mich täglich mehr, ihren Gefahren entgangen zu seyn. O mein Herr! kennten Sie die Süßigkeiten, welche Derjenige, dem ich diene, in meine Seele ausgießet, die sich ihm gänzlich hingiebt, die Verachtung aller anderen Empfindungen würde Sie dann nicht mehr befremden. Was sind wohl lasterhafte und flüchtige Vergnügungen, wenn ich sie zusammenhalte mit der Ruhe einer Seele, die sich jeden Tag sagen darf: „Ich bin bereit, vor meinem Gott zu erscheinen, morgen oder vielleicht heute schon ruft er mich zu sich, und eine ewige Seligkeit wird mein Antheil seyn.“ Ein solcher Gedanke, mein Herr! trägt gewiß mächtiger zu unserm Glücke bei, als alle Freuden eines Augenblickes, die vom Laster erzeugt, von Gewissensbissen verfolgt, und durch die ganze Ewigkeit bestraft werden.

Kaum hatte er dieses ausgesprochen, hörten wir die Stimme des Bedienten, der uns in den Saal zurückrief. Während unserer Abwesenheit waren mehrere Besuche angelangt; man besprach sich im Allgemeinen, ohne viele Bedeutung. Den Augenblick, da wir abreisen wollten, nahm ich ihn bei Seite gegen ein Fenster, und noch voll von religiösen Ideen, die seine Erzählung in mir weck-

te; empfahl ich mich in sein Gebet und beschwor ihn, für mich von Gott einen eben so lebendigen Glauben zu erflehen, als der seinige sei. Die Zeit ließ es nicht zu, etwas mehreres zu reden; er drückte mir die Hand, und gab mir mit, gegen den Himmel erhobenen Augen das Zeichen, er wolle mich nicht vergessen.

Was diese Erzählung auf dich für einen Eindruck machen werde, weiß ich nicht; ich meinerseits kann dich versichern, wenn ein junger Mann von acht und zwanzig Jahren, der in sich alles vereint, um sein Glück in der Welt zu machen, sie dennoch mit Freuden verläßt, und hingeht, das Wort Gottes wilden Völkern zu verkünden, die ihn vielleicht steinigen werden; so sehe ich dieses als den auffallendsten Beweis an, das wahre Glück könne unmöglich in jenen Vergnügungen gefunden werden, auf die wir einen so hohen Werth setzen.

Lieber Freund! wir wollen fortfahren, uns gegenseitig unsere Bemerkungen mitzutheilen, und da wir beide gleich begierig sind, die Wahrheit zu finden, wollen wir hoffen, sie endlich doch noch zu entdecken. Auf dem Wege, der zu ihr führt, sind wir wirklich. Harren wir noch eine kurze Zeit aus, und der Preis unserer Anstrengung wird seyn, wie ich beinahe gewiß bin, jenen Glauben zu erringen, der fernerhin die Richtschnur unsers Betragens, und zugleich das sicherste Unterpfand unsers Glückes seyn wird.

Neunzehnter Brief.

Alphons von Mirecourt an Forlis.

Surville, den 12. Nov. 1827.

So geschwind glaubte ich nicht, daß ich dir wieder schreiben würde; allein gestern war ich bei einer Erörterung gegenwärtig, die mir so wichtig schien, daß ich sie dir sogleich mittheilen wollte, theils zu deiner Belehrung, theils auch zu der meinigen, indem es mich in die Lage setzt, alle die Gründe, die meinem Onkel einen vollständigen Sieg erwarben, in meinem Gedächtnisse aufzufrischen. Lustig ist zwar der Gegenstand nicht, aber äußerst bedeutend.

Gestern erwarteten wir vier Freunde meines Onkels zum Mittagsmahle. Einer brachte noch Jemand mit, der Tags zuvor bei ihm angekommen war. Dieser ist ein Advokat, der in Paris in ziemlichem Ansehen steht, und der, wie es mir schien, auf sein Verdienst ein wenig stolz, erwartete, wir würden alle seine Meinungen für Orakelsprüche annehmen. Im Strome seiner Beredsamkeit ergoß er sich über die Tagesgeschichte, und theilte nach Belieben Lob und Tadel aus, je nachdem ihm etwas gefiel oder nicht. Die Gäste waren eben nicht begierig auf seine politischen Neuigkeiten, und ließen ihn ganz ungehindert fortreden, bis ich endlich bemerkte, er sehe wohl, daß ihm seine grobsinnlichen Zuhörer keinen Beifall zuklat-

schen wollten, da schwieg er, und erinnerte sich, er sitze am Tische, um zu essen. Zu seinem Unglücke warf er ein Wort hin, das eine wirkliche Schmähung der Religion enthielt. Mein Onkel, der in diesem Punkte am empfindlichsten ist, ließ ihm dieses Wort nicht so hingehen, wie sein übriges Gerede, und es entspann sich eine Erörterung.

Wir waren am Nachtische, die Gäste waren gesättiget, und nahmen Antheil am Gespräche. Ich will dir da nicht erzählen, was überhaupt für oder wider die Religion gesprochen wurde; denn es kam weder etwas Neues, noch etwas besonders Auffallendes zum Vorschein; zur Ehre unsers Advokaten will ich glauben, daß er im bürgerlichen Rechte besser bewandert sey, als in der Religionswissenschaft. Mein Onkel hatte keine große Geistesanstrengung nöthig, um ihm die vielen Ungereimtheiten aufzudecken, in die er verfiel. Da unser Schüler des Cujas und Bartholus, sah, es sey mit vielem Reden nicht immer vieles bewiesen, war in großer Verlegenheit, und dachte vielleicht das erstemal daran, man könne zwar ein sehr guter Advokat, und dennoch ein sehr schlechter Theologe sein; allein als ein, in seinem Fache geübter Mann, nahm er seine Zuflucht zu jenen listigen Advokatensprüngen, womit er die Aufmerksamkeit von dem Hauptstoffe abzulenken, und den hellesten Handel zu trüben wußte. Er wagte einen Sprung, den er vermuthlich für sehr witzig hielt, der ihm aber eben so wenig glückte. Er sagte

zu meinem Onkel: „Wenn Sie wollen, mein Herr! so erkläre ich Ihnen freimüthig, was mich zurückhält, an jene Religion zu glauben, die uns die Priester verkünden. Und da nenne ich gerade den Lehrsatz von der Hölle. Kann man auch möglicher Weise annehmen, daß ein Gott, den man uns unendlich gut schildert, die Sünde eines Augenblickes mit den fürchterlichsten Peinen jene ganze Ewigkeit hindurch bestrafe? Ist dieses nicht augenscheinlich eine Erfindung der Priester, um sich bei dem Volke ein größeres Ansehen zu geben: haben sie dieses erdichtet, so konnten sie noch andere Dinge erfunden haben, und welches Zutrauen könnte ich noch ferner auf ihre Lehre setzen?

Diesen Einwurf, antwortete mein Onkel, habe ich schon öfters gehört; aber niemals habe ich begreiffen können, wie sich dadurch ein vernünftiger Mensch habe können verführen lassen. Die Priester haben die Hölle erfunden!! — aber was hatten sie denn für einen Beweggrund dabei? — Man sagt: Ehrgeiz, Interesse, — allein da würden sie ja nur das Gegentheil bewirken. Ich mag wohl begreiffen, daß diese Anklage einigen Grund haben könnte, wenn die Priester sagten: sie könnten die Leute durch ihr Gebet von der Hölle befreien. Dadurch könnten sie bewirken, daß die Völker mit Eifer und Liebe sich mehr dem Altare zuwenden würden; selbst der Gottloseste würde nicht zaudern, zu ihnen seine Zuflucht zu nehmen, damit sie durch ihr Gebet seine Strafe verkürzten. Aber

nein, anstatt dieses zu versprechen, rufen sie uns ohne Unterlaß zu: Alle Gebethe, alle Gaben, alle guten Werke, alle Opfer sind unnütz für eine Seele, die zur Hölle verdammt ist. Wie könnten sie sich bei einer solchen Sprache, auch nur die entfernteste Hoffnung machen, das zu erlangen, was man ihnen Schuld gibt? Wenn sie nur aus Interesse ihre erfundenen Lehrsätze verkündeten, würde es denn für dasselbe nicht zuträglicher seyn, wenn sie einem ausgelassenen Menschen versprechen würden, ihn um Geld von der Hölle zu befreien? Sie dürften sicher sein, durch ein solches, den Ausgelassenen so günstiges Versprechen, allen Verfolgungen, Verläumdungen und Unbilden zu entgehen, die ihnen eben die Lehre zuziehet, die sie wirklich verkünden.

„Es giebt noch eine andere Bemerkung, die ich noch beinahe wichtiger finde, als die, so ich eben anführte. Wäre die Anklage gegen die Priester gegründet, welche Gattung der Priester würden sich am stärksten beeilen, von diesem Betruge jenen Nutzen zu ziehen, den sie zu erlangen hofften? — Ganz gewiß die eigennützigen, liederlichen und lasterhaften, denen eben die Kirche ankündet, die Hölle sey für sie bestimmt. — Schon wieder Nein! gerade das Gegentheil — eben diese schweigen; hingegen die, so uns am dringendsten, und immerwährend vor den ewigen Peinen der Verworfenen warnen, sind eben die angesehensten, deren Eifer, Liebe, Uneigennützigkeit, und übri-

gen Tugenden allgemein anerkannt und bewundert werden.

„Mein Herr! Klagen Sie somit die Priester nicht ferner an über eine Erfindung, die gerade das Gegentheil von dem bewirken müßte, was sie damit beabsichten könnten. Wahr ist es, der Lehrsatz, den sie predigen, erwecket in uns Schrecken; allein der Schrecken macht nicht, daß die Wahrheit nicht mehr Wahrheit sey. Wenn man einmal die Worte Jesu Christi anerkennt: Verfluchte! gehet hin in das ewige Feuer, so läßt es sich über diese Wahrheit nicht mehr streiten.

— Die ganze Schwierigkeit, entgegnete der Advokat, wäre freilich schon gehoben, wenn diese Wörter buchstäblich zu verstehen wären; allein es ist ja allgemein bekannt, wie die heil. Schrift die Wörter, Ewig, Ewigkeit, nicht immer für eine Dauer gebraucht, die gar kein Ende hat.

— Wenn auch diese Wörter bei anderen Umständen einen anderen Sinn haben können, berechtiget uns dennoch keine einzige Stelle des Neuen Testamentes, auch bei dieser Gelegenheit vom buchstäblichen Sinne abzuweichen. So oft die heil. Schrift von der Belohnung der Gerechten und der Strafe der Bösen spricht, bedient sie sich jederzeit des Wortes Ewigkeit. Nun fiel es noch Niemand ein, sich dieser Auslegung zu bedienen, um die Ewigkeit der Belohnungen der Gerechten zu bestreiten; wie dürfte man sich der-

selben bedienen, um die Ewigkeit der Strafe zu bestreiten.

— Ich sagte Ihnen ja schon: der Güte Gottes wegen.

— Ich gebe zu, die Güte Gottes ist unendlich; allein derjenige, so mit diesem Schilde seinen Unglauben, seinen Undank, seinen Aufruhr decken wollte, soll sich erinnern, es gehöre auch eine unendliche Bosheit dazu, eine unendliche Güte zu beleidigen, und dann sollte es ihn auch nicht befremden, wenn die Strafe ebenfalls ohne Gränzen ist.

— Aber wie könnte ein so geringes Wesen, wie der Mensch im Vergleich mit Gott ist, sich unendlich schuldig gegen ihn machen?

— Eben darum, weil er so gering ist, und sich dennoch erkühnt, gegen seinen Gott zu sündigen, wird sein Verbrechen unbegränzt. Es mag nicht geläugnet werden, daß das Verbrechen im nämlichen Verhältnisse sich vergrößert, je erhabener die Majestät deßjenigen ist, gegen den es verübt wird; wenn ihr Bedienter einem andern einen Backenstreich versetzt, wäre seine Schuld gewiß nicht so groß, als wenn er sich dieses gegen Sie selbst unterfangen würde. Noch größer wäre sein Vergehen, wenn er sich dieses erlauben würde gegen Jemand, der in einem noch höheren Range stünde, zum Beispiel gegen einen Minister, oder gegen den Gesandten eines mächtigen Monarchen; und wie wäre es, wenn es den König selbst beträfe? Und was sind alle Könige der Erde im Verhältniß

zu Gott, der sie alle durch einen Wink, mit den Ruinen der ganzen Welt begraben könnte? Und dennoch ist es eben Gott, den der Sünder, und noch dazu wissentlich, freiwillig und mit voller Kenntniß, deren seine Vernunft fähig ist, beleidiget! Dieses kleine Wesen, so gering, als Sie sich selbes denken mögen, hat dennoch die Kraft, dem allerhöchsten Gesetzgeber zu trotzen, sich gegen Ihn aufzulehnen, Ihm seine Herrschaft abzusprechen, und selbe, so viel es an ihm liegt, zu zernichten.

— Der Sünder ist freilich schuldig und strafwürdig; aber da uns Gott so ausdrücklich Verzeihung der Unbilden anbefiehlt, sollte Er selber in seiner Rache keine Gränzen kennen?

— Wahr ist es, Gott befiehlt Verzeihung der Unbilden; aber nicht, daß sie ungestraft bleiben sollen; im Gegentheil versichert Er uns, Er wolle es selbst über sich nehmen, unsere Unbilden zu rächen; übt Er die Rache nicht schon in dieser Zeit aus, so übt Er sie aus in der Ewigkeit, und somit ewig, immerwährend. Wir müssen uns, mein Herr! nicht mit falschen Vernünfteleien und Vergleichungen in einer so wichtigen Sache blenden, wo der Irrthum so traurige Folgen nach sich ziehen würde. Sie können sich die Güte, in einem Gott, nicht anderst vorstellen, als: sie sey die unendliche Liebe alles Guten, und folglich der unendliche Haß alles Bösen. Würde sich die Güte

über die Gerechtigkeit hinaussetzen, so wäre dieses Schwachheit, Lauheit, Nachsicht gegen das Böse.

— Aber wie können Sie denn glauben, der Gerechtigkeit Gottes geschehe Eintrag, wenn Er nur zeitliche Strafen verhängen würde, gegen Verbrechen, oder auch nur gegen einfache Vergehen; welchen Strafen sie meinetwegen eine so lange Dauer geben dürften, als Sie wollten? Ich will setzen, für einen Fehltritt von einer Viertelstunde würde eine Strafe von tausend Jahren gewiß keine Nachsicht gegen das Böse genennt werden dürfen.

— Mein Herr! Sie setzen die Frage auf einen irrigen Grund auf. Der in einer Viertelstunde, oder auch die das ganze Leben hindurch, begangenen Fehler werden ja in der Ewigkeit nicht gestraft, falls der Sünder sie vor seinem Tode aufrichtig bereut. Nur die Liebe zur Sünde, das Verharren in der Sünde, der Wille, fortzusündigen, und endlich die Sünde noch im Tode zu behalten, werden in der Ewigkeit gestraft. Wie könnte sich Gott mit einer zeitlichen, auch noch so langen, Strafe begnügen, wo der ewige Wille, Ihn zu beleidigen, da ist. Denn Sie müssen bemerken, daß der Sünder in eben dieser Gesinnung gestorben ist; und, wie es der heilige Geist ausdrückt, wie der abgehauene Baum fällt, so bleibt er. Nämlich: Die Seele des Menschen, wenn sie den Leib verläßt, lebt in der letzten Gesinnung noch fort, diese Gesinnung verewigt

sich mit der Seele, sie bleibt mit ihr unveränderlich, entweder in der Heiligkeit, oder in der Ungerechtigkeit; in der Liebe, oder in dem Hasse gegen Gott; sie ist sonach entweder schuldig oder unschuldig, und entweder für immer gestraft, oder für immer belohnt. Wie könnte es aber auch anderst seyn?

— Es ist freilich gewiß, falls ich Ihnen die Vordersätze zugebe, sind auch die Folgerungen, die Sie daraus ziehen, ganz richtig. Allein eben die Vordersätze kann ich nicht zugeben; denn ich sehe nicht, warum die letzte Gesinnung des Sünders sich mit ihm verewige: Im Gegentheile bin ich überzeugt, die Reue über sein Betragen und über seine Verirrungen werden sich bald einstellen.

— Daß die Freiheit allen unseren Handlungen einen Werth ertheilt, wird Niemand läugnen; welchen Werth kann die Reue eines Verworfenen haben, der durch das Rachfeuer Gottes, den er beleidiget hat, gepeiniget wird? Ein englischer Schriftsteller sagt: „So wenig die Reue eine durch Ausschweifung und Uebermaaß zerrüttete Gesundheit herzustellen vermag: eben so wenig kann sie ein durch lange Gewohnheit des Lasters verderbtes Herz reinigen“ *). Man kann da mit Recht sagen, er habe Reue über die Strafe der Sünde, aber nicht über die Sünde selbst: denn hätte er nicht

*) Jenyns. Examen de l'evidence intrinséque du Christianisme.

aufgehört zu leben, hätte er auch nicht aufgehört zu sündigen; somit soll er auch nicht aufhören zu leiden. Wie könnte Gott eine Seele von der Strafe befreien, die nicht besser geworden ist? Was hätte sie in einem Aufenthalt besser machen können, wo nur Verzweiflung, Gotteslästerung und Unbußfertigkeit zu Hause sind? Gott müßte diesemnach, aufs Neue, nach einer gewissen Zeit die Heiligkeit und die Sünde, die Tugend und das Laster vereinbaren. Es würde also eine Zeit kommen, wo es keinen Unterschied mehr geben würde zwischen Reinigkeit und Unzucht, zwischen Mildthätigkeit und Grausamkeit, zwischen Liebe und Haß. Wer so etwas behaupten wollte, würde der nicht selbst die Gerechtigkeit Gottes lästern?

— Allein nach Ihrem Systeme, sagte der Advokat, würde ja Gott seinem Geschöpfe mehr Uebel zufügen, als er ihm jemals Gutes gethan hat; und somit scheint es mir, daß vielmehr Sie eine Lästerung gegen die Güte Gottes sowohl, als gegen seine Gerechtigkeit aussprechen.

— Mein Onkel entgegnete: Sie haben nur das Gute im Auge, das der Sünder vielleicht auf dieser Erde mag erhalten haben, und halten es mit dem Uebel zusammen, das er in der Ewigkeit erhält; und darum befremdet es mich auch nicht, wenn Sie kein Verhältniß gegeneinander finden. Allein mit einem solchen Vernunftschluß würden Sie sich selber irre führen. Eben wo Gott den Menschen mit der Hölle bedrohet, verspricht Er ihm auch

das Paradies; es besteht also ein vollkommenes Verhältniß der Belohnung zu der Strafe, und somit wäre ihr ganzer Vernunftschluß schon zernichtet. Allein den Irrthum davon vollends aufzudecken, müssen wir erwägen, wie uns Gott alle möglichen Mittel an die Hand giebt, dem Einen auszuweichen, und das Andere zu verdienen Im eigentlichen Sinne steht die Hölle nur da, um uns gleichsam zu zwingen, den Himmel zu gewinnen; und, um eine Rede anzuführen, die Sie vielleicht ungereimt finden werden, die ich aber für sehr wahr halte: die Hölle ist ein Beweis der Güte Gottes eben so wohl, wie seiner Gerechtigkeit. Wie viele Menschen würden sich die Mühe nicht einmal geben, den Himmel zu erringen, falls sie die Hölle nicht fürchteten? Würde man einen Vater tadeln, der seine Kinder zwingen wollte, seine Wohlthaten von ihm anzunehmen? Und gerade dieses möchte man in obiger Hinsicht an Gott tadeln. Er hat die Hölle geöffnet, vielleicht in der Absicht, uns hinein zu werfen? Ganz und gar nicht; denn es ist doch gewiß kein Mensch, der sich nicht sagen kann: Der Himmel wird mein Antheil sein, wenn ich nur dem Gesetze meines Gottes getreu bleiben und mich von der Gnade leiten lassen will, die er mir zutheilt. Es ist kein einziger Verworfener in der Hölle, der nicht bekennen müßte, er sey über sein Unglück gewarnt worden, und der nicht mit Zittern sich selbst anklagen müßte, er sey aus freiem Willen, durch

eigene Wahl hineingestürzt, ungeachtet er alle Mittel besaß, derselben zu entrinnen. Im eigentlichen Sinne also ist es nicht Gott, der den Menschen verdammt, sondern der Mensch ist es selber, der sich wissentlich und aus freiem Willen verdammt. Gott hat ihn für den Himmel erschaffen; aber der Mensch hat lieber die Hölle und ihre Ewigkeit gewählt: Gott hat ihm seinen Willen gelassen: wie dürfte er sich über ein Unglück beklagen, das ganz sein eigenes Werk ist?

— Ich muß es bekennen, Ihre Vernunftschlüsse haben etwas Einleuchtendes; Sie würden Eindruck auf mich machen, wenn Sie mir erklären könnten, wie ein materielles Feuer auf eine geistige Seele einwirken könne.

— Können Sie denn leichter begreifen, wie die Materie auf eine Seele, die mit ihrem Körper vereinigt ist, einwirke? Und wenn ihr Körper verwundet wird, dürften Sie wohl läugnen, daß die Seele den Schmerz fühle, weil sie diese Einwirkung nicht begreifen? Uebrigens, mein Herr! ist diese Frage ganz unnütz. Es ist wahr, die meisten Lehrer glauben, man könne jene Stellen der heiligen Schrift im buchstäblichen Sinne verstehen, wo die Rede von einem Feuer ist, in welchem die Verworfenen gepeiniget werden; und alle Einwürfe dagegen könnte gar wohl die allgemein anerkannte Allmacht Gottes lösen. Allein die Kirche hat hierüber nichts entschieden: wenn Ihnen demnach diese Idee ungenießbar ist, nehmen Sie

dieses Wort im figürlichen Sinne, wo es Ihnen nur die Größe der Pein ausdrücken wird, so die Verdammten ausstehen. Der wahre Christ glaubt, ohne sich in unnützen Grübeleien zu verlieren, eine Hölle, das ist, einen Aufenthalt, wo die Bösewichter ewige Leiden ausstehen; worin sie aber bestehen, das weiß er nicht und bekümmert sich auch nicht darum, indem es doch sein Interesse, denselben auszuweichen, nicht steigern würde. Das Unbegränzte läßt ohnehin keine Vergleichung zu.

Hier rief Einer von den Gästen auf: Ich gebe dem Herrn von Surville meinen vollkommenen Beifall; denn da es bei der Ewigkeit der Peinen, womit die Religion dem Sünder droht, dennoch so viele Verbrecher gibt, wie würde ihre Zahl erst anwachsen, wenn der Gottlose nicht durch die Furcht der Hölle gezügelt würde? Ich wünschte nicht, daß Gott seiner Strenge etwas vergäbe; sondern vielmehr, daß er sie frühzeitig an jenen Frevlern ausübe, die seiner Strenge noch mit Unverschämtheit Trotz bieten.

Die Wahrheit dieser Bemerkung erhielt allgemeinen Beifall. Unser Advokat benutzte diese Mittelfrage, um sich der für ihn so unglücklichen Erörterung über die Hölle zu entledigen, und stimmte mit ganzer Seele eine lange Rede über das allgemein herrschende Sittenverderbniß an. Er brachte davon eine große Anzahl Beispiele, wodurch er die ganze Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich lenkte, was ihn der Mühe enthob,

ferner einen Kampf auszuhalten, aus dem er sich mit Ehren herauszuziehen schon zu verzweifeln anfieng.

Zwanzigster Brief.

Forlis an Alphons v. Mirecourt.

Marville, den 7. November 1827.

So schlecht Boisemont gehandelt hat, wird es dich, mein Freund! dennoch schmerzen, wenn ich dir sein unglückliches Ende erzähle. Nachdem er alle Hoffnung, seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, verloren und keine andere Aussicht mehr hatte, als Schande und ein elendes Leben, gab er sich selbst im Gefängniß den Tod; ließ aber ein Schreiben an seine Mutter zurück, das, wenn ihr Gefühl nicht ganz abgestumpft ist, ihre letzten Tage mit einem Kummer verbittern muß, der um so peinigender ist, je mehr sie ihn verdient. Das Schreiben selbst habe ich nicht gelesen; aber die Person, die mir davon sprach, hat es gelesen, und sie sagt mir, es lasse sich nichts Niederschlagenderes denken, als die Vorwürfe, die er ihr über die Kunstgriffe machte, die sie anwendete, um seinen Geist und sein Herz zu verderben, bloß damit er ihr in ihren Ausschweifungen kein Hinderniß legen sollte. Freund! wir wollen ihn bedauern; und da uns jetzt das Licht der Religion

aufgegangen, wollen wir vor der fürchterlichen Zukunft erzittern, die er sich zubereitet hat.

Deine zwei letzten Briefe waren mir von einer ungemeinen Wichtigkeit. Ueber die Geschichte des jungen Missionärs war ich lebhaft gerührt; auch glaube ich, es lasse sich gegen die Gründe deines Onkels über den wichtigen Punkt der ewigen Peinen nichts Vernünftiges erwiedern. Es ist dieses eine harte Wahrheit, ich gestehe es; aber eben weil es eine Wahrheit ist, muß sie geglaubt werden; nur müssen wir uns auf eine Weise betragen, daß wir sie nicht zu fürchten haben.

Ich möchte mich gern noch länger mit dir unterhalten; allein ich glaube, es werde dir eben so lieb sein, wenn ich dir die versprochene Erzählung der Unterredung liefere, die ich mit meinem Pfarrer hatte, und die ich hier beifüge. Ich will dich also allein mit ihm lassen, in der Ueberzeugung, seine Gesellschaft werde dir so angenehm seyn, als sie mir war.

Wir waren ganz allein am Tische. Nach einigen gleichgültigen Reden fielen wir ganz natürlich auf die Religion; denn mein Gast, dem die Politik, die Literatur und die Freuden der Welt fremde Dinge sind, wußte nach erschöpften Gemeinplätzen von nichts Anderem zu sprechen. Ich weiß nicht, bei welcher Gelegenheit ich so unglücklich war, ihm zu sagen: alle Religionen seyen gleich gut; darauf entspann sich folgendes Gespräch: „Wie, mein Herr!“ sagte er, „Sie halten alle

Religionen für gleich gut? So machen Sie denn keinen Unterschied zwischen Narrheit und Vernunft?“ Diese Bemerkung hat mich ein wenig aufgereizt; ich fragte ihn, wie er den Schluß rechtfertigen könne, den er aus einem Satze herausziehe, den doch täglich die aufgeklärtesten Männer behaupten? „Nichts ist leichter,“ sagte er; „die katholische Religion verdammt alle übrigen, als eben so viele Irrthümer, die die ewige Verwerfung nach sich ziehen; nun kann von zwei Dingen, die sich widersprechen, nur eines wahr sein; entweder hat sie recht, oder nicht, beides kann nicht zugleich bestehen. Wer demnach alle übrigen Religionen für eben so gut hält, als diese, der legt dem Irrthum eben den Werth bei, wie der Wahrheit, oder mit andern Worten: die Narrheit gilt ihm eben so viel, als die Vernunft.“

„Mein lieber Herr Pfarrer,“ sagte ich, „Sie verstehen mich nicht recht; da ich behaupte, alle Religionen seien gleich gut, will ich so viel sagen: es sei von allen gar keine wahr; mithin habe ich nicht nothwendig, nachzusuchen, welche die bessere sey.“

— Mein Herr! erwiederte er, es thut mir leid, daß Sie diese Rede als Ihre eigene Meinung aussprechen; denn ich bin nicht an jene oratorischen Formeln gewohnt, wo man gern die herbe Wahrheit nicht übel nimmt, wenn sie in diese Formen eingekleidet ist; darum fürchte ich Sie zu beleidigen, wenn ich Ihnen die ganze Falschheit Ihrer Rede aufdecke.

„O, mein Herr Pfarrer! sprechen Sie nur, ich werde alle Ihre Bemerkungen gut aufnehmen; Sie stehen da als Angreifer und ich als Vertheidiger.“

„Ich zweifle keineswegs, mein Herr!“ fuhr er fort, „daß Sie nicht viel gelehrter seyen, als ich; die Kirche hat gegenwärtig einen so großen Mangel an Geistlichen, daß sie ihnen keine Zeit lassen kann, alle jene Kenntnisse zu erringen, die ihnen nützlich seyn könnten. Kaum verlassen wir die Schule, müssen wir schon zur Ausübung schreiten; und sind wir einmal im heiligen Amte, so sind uns die Augenblicke, um uns dem Studium zu widmen, sehr sparsam zugemessen. Allein so gering mein Verdienst ist, habe ich dennoch einen so guten Handel, daß ich es auf mich nehmen würde, denselben gegen alle ungläubigen Philosophen dieses sogenannten aufgeklärten Jahrhunderts zu vertheidigen, und ihnen zu beweisen, daß sie den Gemeinsinn verloren haben.“

Nach einem so demüthigen Eingang, — hättest du wohl diesen Schlag erwartet? Ich meines Theils war erstaunt; denn dieses war über alle meine Erwartung. Ich fragte ihn, wie er wohl eine solche Anklage rechtfertigen wolle?

„Dazu“, antwortete er, „habe ich nichts anderes vonnöthen, als daß ich Sie frage, ob Sie mir zugeben: der Gemeinsinn sei derjenige, den alle Menschen, oder wenigstens der größte Theil der Menschen, hat.“

Ich nickte ihm ein Ja zu, und er fuhr fort: „Nach dieser Definition, die wirklich die einzige wahre ist, sind Sie gezwungen, zu bekennen, daß sich alle Philosophen, die alle Religionen für falsch ansehen, offenbar gegen den Gemeinsinn verstoßen; denn es ist mir ein Leichtes, zu beweisen, der katholische Glaube habe die allgemeine Zustimmung aller Menschen, zu allen Zeiten und an allen Orten.“

Als ich diese Rede hörte, war ich wie von den Wolken heruntergefallen. Wie? sagte ich, mein lieber Herr Pfarrer! Sie sagen ja da eine klare Ungereimtheit. Auf diese Weise hätten sogar die Heiden, die einen Jupiter, Mars und Venus anbeteten, schon an die katholische Religion geglaubt!

— Meine Meinung, mein Herr! ist so wenig eine Ungereimtheit, daß sie vielmehr die Glaubensregel der Katholiken ausmacht, denn diese bekennen, alles zu glauben, was an allen Orten, zu allen Zeiten, und von Allen geglaubt worden; wenn es Ihnen gefällt, so trage ich mich an, eine Wahrheit der katholischen Religion nach der andern durchzugehen, und Ihnen zu beweisen, daß sie die allgemeine und fortwährende Zustimmung aller Völker zu allen Zeiten, und an allen Orten hatten.

Du kannst dir wohl einbilden, wie begierig ich war zu vernehmen, wie er diesen Satz beweisen

wolle. Ich bat Ihn also, mir die versprochenen Beweise davon zu sagen; er fuhr sonach fort:

„Welches sind wohl die Hauptlehrsätze der katholischen Religion? Es sind: Das Dasein nur Eines Gottes; die Unsterblichkeit der, zur ewigen Belohnung oder ewigen Strafe bestimmten Seele; die Wahrheit eines, von Gott den Menschen gegebenen Gesetzes; der Fall des Menschen; das Versprechen eines Erlösers; die Ankunft dieses Erlösers; seine Gottheit, und eben darum unsere Pflicht, an seine Lehre zu glauben: Nun, mein Herr! Alles dieses ist allgemein und fortwährend geglaubt worden. Was den ersten Lehrsatz, vom Dasein nur Eines Gottes betrifft, den werden Sie mir ohne Zweifel leicht zugeben.

— Ich sagte ihm: Hier ist eine Bemerkung zu machen, die entscheidend ist, und den ganzen Vortheil, den Sie aus dem allgemeinen Glauben ziehen möchten, über den Haufen wirft. Die Heiden glaubten mehrere Götter, und somit war der Gott dieser alten Völker nicht jener einzige Gott, den sie verkünden.

— Es ist mir leid, mein Herr! daß ich Ihnen wiedersprechen muß; aber die nämlichen Heiden, die mehrere Götter anbeteten, erkannten dennoch nur Einen Einzigen, der Himmel und Erde erschaffen, und der höchste Herr aller Dinge ist. Ueber diesen Punkt haben wir das einstimmige Zeugniß der Heiden, der Katholiken, Protestanten, Häretiker und aller übrigen Sekten. Plato

schrieb an Dionys von Syrakus: „Meine wichtigen Briefe fange ich an mit dem Worte Gott, die anderen Briefe mit: „Die Götter.“ Eben so deutlich drückt sich Aristoteles, sein Schüler aus; er sagt: Gott besitzt in sich selber das Leben und die stäte Ewigkeit; man giebt ihm verschiedene Namen, aber es ist nur Ein Gott. Nach Plinius ist Gott das unendliche Wesen; nach Quintilian ist er der Vater aller Wesen, und der Schöpfer der Welt; Lucian bekennt, der Eine Gott habe den Menschen aus dem Nichts hervorgezogen. Porphyrius, Proklus, Simplicius Jamblichius bekennen ebenfalls seine Einheit; Maximus von Madaura sagt: da wir den eigenen Namen Gottes nicht wissen, rufen wir Ihn unter verschiedenen Namen an. Wir theilen ihn in unseren Gedanken, und wenden unsere Gebete zu einem jeden seiner Theile, damit wir Ihn auf diese Weise ganz verehren.“

Ich dächte, mein Herr! diese Authoritäten dürften hinreichend sein, Ihnen zu beweisen: die Einheit Gottes sey jederzeit anerkannt gewesen. Wollen Sie aber noch mehrere, so können sie im 20. Kapitel des Buches: „Versuch über die Gleichgültigkeit,“ noch viel mehrere finden, die einem vernünftigen Manne zur vollständigen Ueberzeugung genügen werden; die meinigen habe ich, ohne großen Aufwand, ebenfalls aus diesem Buche entnommen.

„Der zweyte Lehrsatz, von dem ich sprach, nämlich von den ewigen Belohnungen, oder Strafen, die auf unsere Seele in der künftigen Welt warten, kann eben so wenig wie der erste bestritten werden; wenigstens Ihnen, mein Herr! werde ich wohl den allgemeinen Glauben des Alterthums an die Eliseischen Felder und den Tatarus nicht beweisen müssen, die Sie unter verschiedenen Benennungen in allen Religionen antreffen.

Der Dritte war eben so bekannt, und eben so unbestritten, als die zwey ersten; aber da er mehr in die Philosophie, als in die Poesie einschlägt, darum haben wir auch über den allgemeinen Glauben dieses Lehrsatzes nicht so viele Urkunden; aber doch noch mehr als genug, um uns zu überzeugen, daß die Menschen zu jederzeit geglaubt haben, Gott habe ihnen ein allgemeines und unabänderliches Gesetz gegeben, wobei Sokrates *) sagt, daß die Uebertreter zur Strafe gezogen werden, welcher kein einziger sich wird entwinden können. Unter andern Philosophen könnte ich Ihnen Plato, Cicero, Plutarch und Tertullian aufführen.

— Das ist möglich, sagte ich; aber da sie über die Vorschriften dieser Gesetze nicht einig waren, kann man vermuthen, sie waren nur Redner, die nur um ihren Privatmeinungen mehr Gewicht zu geben, selbe für Ausflüße der Gottheit selbst ausgaben.

— Ihre Bemerkung, antwortete er, kömmt

*) Memorab. Socrat. l. 4. c. 4.

mir sehr gelegen; denn sie bestätigt vollkommen eben jenen Punkt, den ich Ihnen beweisen wollte; nämlich den allgemeinen Glauben, Gott habe dem menschlichen Geschlecht seinen Willen geoffenbaret; daß aber nachher die Menschen ihre Privatmeinungen damit vermengten; daß sie das Gesetz dieses Gottes unrecht auslegten, und in der Ausübung Scheusale damit verbanden, das will ich gar nicht läugnen: allein selbst mitten durch die abscheulichsten Irrthümer des Götzendienstes leuchtet dieses Gesetz noch hervor als bestehend, allzeit anerkannt, und angenommen. Aber es gab in der That kein einziges Volk, welches nicht die Pflicht, die Gottheit durch Gebete und Opfer zu verehren, und ein tugendhaftes Leben zu führen, als das erste aller Gesetze, als ein göttliches und alle Menschen bindendes Gesetz anerkannte. Den wahren Grundsatz hatten sie; nur in der Anwendung haben sie gefehlt.

Ich bemerkte ihm: wenn man die Sitten jener Zeiten kennt, so ist ein solcher Mißverstand beinahe unglaublich.

Aber, antwortete er, sehen Sie denn nicht in unseren Tagen Leute, die anderst glauben und anderst handeln. Ich habe einen Mann gekannt, der diese Inkonsequenz auf die Spitze trieb. Er sagte mir: „Begehren Sie von mir, ich solle für die Religion den Tod erdulden, ich will gern mein Leben für sie geben; es ist dieses Sache eines Augenblickes: aber hoffen Sie ja nicht, daß

ich die Bekanntschaft, die Sie tadeln, zerreiße; dieses überbietet wirklich meine Kräften, mit der Zeit könnte es wohl geschehen. „Mein Herr! das war um so mehr der Fall bei den Heiden, sie kannten das Gute, und thaten dennoch das Böse. Aber sie kannten das Gute, und die Grundlagen dieses göttlichen und allen Menchen gemeinen Gesetzes von dem ich rede, finden wir in dem größten Theile ihrer Schriften. Menader, den Eusebius zitirt, verkündet sogar auf dem Theater: die Pflicht des Menschen sei, gut zu seyn; Achtung zu haben für die Schamhaftigkeit der Jungfrauen und Gattinen; sich vom Todschlag und Diebstahl zu enthalten; auch nicht den geringsten Theil fremden Gutes zu begehren“ 1). Sie können in Phoclitides, der 600 Jahre vor Christus lebte, eine Stelle lesen, wo Sie die zehn Gebothe Gottes beinahe wörtlich finden 2). Aber, ohne noch weiter auszuholen, will ich Ihnen eine Autorität anführen, die Sie nicht verschmähen werden. Sie können in Voltaire nachsehen, daß die religiösen Hauptgebothe, die die Japoneser göttliche Gebothe nennen, gerade die unsrigen sind 3).

Der nämliche Autor beweiset Ihnen auch zu Genüge den vierten Lehrsatz, von dem ich Ihnen sprach, nämlich den Fall des Menschen, der jederzeit und allgemein geglaubt ward. Lesen Sie nur

1) Præp. Evang. l. 13. c. 13. 2) Vog. les petits Poëtes grecs, publiés par M. Gail. 1788. — 3) Essai sur l'Hist. gen. c. 120.

seine Fragen über die Encyclopedie; dort werden Sie finden: „Der Fall des ausgearteten Menschen ist die Grundlage der Theologie bei allen *alten* Völkern.“ Diesesmal hat er Recht; denn Philolaus, der Pythagoräer, sagt ausdrücklich: Die Meinung aller alten Theologen und Poeten war: „Die Seele ist, zur Strafe einer Sünde, in dem Körper wie in einem Grabe versenkt.“ Cicero über die Entzweiung, die er in der Natur des Menschen wahrnahm, erstaunet, wußte nicht, was er für eine Definition von einem Wesen geben sollte, in welchem er etwas Göttliches entdeckte, und welches dennoch so armselig und ausgeartet ist; darum nannte er den Menschen eine zerrüttete Seele.

Nun, mein Herr! habe ich Ihnen noch den allerwichtigsten Lehrsatz zu beweisen, nämlich jenen von der allgemeinen Erwartung eines Erlösers. Vielleicht glauben Sie, die Juden waren das einzige Volk, das die Ankunft des Messias erwartete? Falls Sie dieser Meinung wären, sind Sie im Irrthume. Suetonius und Tacitus werden Ihnen in der Lebensbeschreibung des Vespasian sagen: „Im ganzen Orient war eine alte und fortwährende Sage verbreitet, um jene Zeit werde der Beherrscher der Welt vom Judenlande ausgehen.“ Boulanger, den Sie doch gewiß nicht als Begünstiger des Christenthums im Verdacht haben werden, wird Ihnen das nämliche bestätigen; und dann sagt er Ihnen noch ferner, „wie bei

den Griechen, Egyptiern, Chinesen, Siamiten und Amerikanern die nämliche Meinung herrschte“ 1). Bei Voltaire, Volney und anderen, die ich, wie Sie sehen, gerade aus den gottlosesten Autoren ausgewählt habe, werden Sie ebenfalls die Bestätigung der Wahrheit antreffen: daß alle Völker „Einen großen Erlöser erwarteten, der kommen sollte; einen endlichen Richter, einen künftigen Seligmacher, König, Gott, Eroberer und Gesetzgeber, der das goldene Zeitalter wieder auf die Erde zurückbringen, und die Menschen vom Reiche des Bösen befreien werde“ 2).

Zum vollständigsten Beweise mache ich Ihnen noch diese Bemerkung: Die Indier und Chinesen erwarteten diesen Erlöser von Seite des Occidentes; die Occidentalen hingegen, wie die Griechen und Römer, erwarteten ihn von Seite des Orients; nun hat das Judenland eben diese Mittellage. Daraus ersehen Sie dann die wunderbare Zusammenstimmung aller Völker in diesem allgemeinen Glauben.

Ist es, nach diesem allgemeinen Zeugniß, wohl noch nöthig, Ihnen eine Thatsache ferner zu beweisen? Sie wissen, wie nicht nur die Katholiken unerschütterlich glauben, jener schon so lange und so allgemein erwartete Erlöser, jener Seligmacher, Gott, Eroberer und Gesetzgeber sey zu eben jener Zeit, wo er erwartet wurde,

1) Recherches sur l'origine du desp. oriental. ct. 10.
2) Volney. Ruines.

wirklich erschienen; sondern auch alle Griechen, Protestanten und Sektirer von allen Farben glauben das nämliche. Die Mahumedaner sprechen unumwunden und ohne Ausnahme das Todesurtheil über denjenigen, der die göttliche Sendung Jesu Christi läugnen würde *). Selbst die Juden bekennen in den Geschichten, die sie geschrieben, Jesus habe sich für den Messias ausgegeben, den die Propheten verkündet hatten; sie bekennen, er habe seine Sendung durch große Wunder bewiesen. Celsus, Julian der Apostat und mehrere andere heidnische Autoren gestehen ebenfalls die Wahrheit seiner Wunder. Er ist also gekommen; er hat sonach seine Gottheit bewiesen; man hat somit allgemein an ihn geglaubt, indem sich seine Religion über die Trümmer aller anderen Religionen festgesetzt hat; und ich hatte also Recht, da ich behauptete: die Grundlehren der christlichen Religion seyen fortwährend und allgemein von der Mehrheit der Menschen geglaubt worden; und die Philosophen, die ihre Wahrheit läugnen, hätten den Gemeinsinn, das ist: den Sinn und die Meinung aller, oder des größten Theils der Menschen, verloren.

Schon die Briefe, die ich von dir erhalten, haben angefangen, mich zu Gunsten der Religion umzustimmen; um so lebhafter wirkte auf mich das Gemälde, das mein Pfarrer mir vorzeichnete.

---

*) Tableau général de l'Epire Ottoman, par M. d'Ohsson, t. 3.

Ich sah wohl, daß ich nunmehr aus dem Felde geschlagen ward; also nicht, um meine Niederlage weiter hinauszuschieben, sondern mich über gewisse Zweifel aufzuklären, brachte ich ihm noch die letzte Schwierigkeit vor, deren Auflösung mir nothwendig schien, um allem dem, so er mir gesagt hatte, den letzten Nachdruck zu geben; ich antwortete ihm: Die philosophischen Ungläubigen haben freilich eine Meinung, die der Meinung der großen Zahl der Menschen entgegen ist, das gebe ich zu: allein die Vernunft steht nicht jederzeit auf der Seite der Mehrheit, und deßwegen muß man sich öfters von ihr trennen.

— Wenn es nur, entgegnete er, zu thun wäre um eine Tagesmeinung, wo gewisse Leute verschiedenen Sinnes gegeneinander stehen, möchte Ihre Bemerkung gegründet seyn: allein davon ist die Rede nicht. Ich habe Ihnen die standhafte, unveränderliche, fortwährende und einstimmige Meinung des größten Theils der Menschen, von ihrem Entstehen an, bis auf unsere Tage vor Augen gelegt; und da werden Sie doch wohl einsehen, wie sich da keine Vergleichung machen läßt zwischen dieser allgemeinen Vernunft des Menschengeschlechtes, und zwischen flüchtigen und oft nur örtlichen Meinungen, von denen sich, mehr oder weniger oft leichtsinnige, oder neuerungssüchtige Geister irre führen lassen. Wie es Pflicht ist, sich der ersten anzuschließen, eben so fodert es oft die Weisheit, die letztere zu verschmähen, wenn

sie das Alterthum, die Allgemeinheit und die Dauer nicht für sich hat; indem sie gar oft nur der Ausdruck eines vorübergehenden Begriffes unwissender und von Vorurtheilen geblendeter Leute ist.

— Ich begreife diesen Unterschied, sagte ich; aber da der Mensch frei ist; wer kann ihn zwingen, seine Vernunft, der Vernunft Anderer zu unterwerfen?

— Wenn ihn die Vernunft nicht selbst zwingt, so zwingt ihn freilich nichts. Es hindert ihn nichts, wie ein Narr zu handeln, der nur darum ein Narr ist, weil seine Begriffe und Privatmeinungen von jenen der übrigen Menschen abweichen.

— Aber nach Ihrer Rede müßte man ja alle Philosophen für Narren ansehen.

— Wirklich sind sie auch von jenen nur dadurch unterschieden, daß ihre Narrheit freiwillig ist. Wenn man alle Partikularmeinungen der Philosophen zusammenstellen wollte, so würde man eine Sammlung von Thorheiten erhalten, die es denjenigen noch streitig machen könnten, so wir in den Irrenhäusern hören. Schon zu seiner Zeit schrieb Cicero *): Es ist in Ansehung der Moral keine Albernheit, die nicht von einem Philosophen ausgesprochen wurde; und unsere gegenwärtigen Philosophen sind darin nicht sparsamer, als ihre Vorgänger. Woher kommen alle ihre Thorheiten

*) De Divinat. l. 11,

und Ausschweifungen, wenn nicht von dem Wahn, ihre Vernunft allein sey schon die höchste Richterin? Sie verwerfen die allgemeine Vernunft des menschlichen Geschlechtes; und wer diese als Regel des Glaubens und Verhaltens verwirft, drückt sich selbst das Brandmal eines Narren auf.

— Sie sind sehr absprechend, Herr Pfarrer! in ihren Urtheilen.

— Nein, mein Herr! nicht ich verurtheile Sie; alle Jahrhunderte erheben ihre Stimme gegen Sie. Gehen Sie die Schriften der berühmtesten Auctoren durch, von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage, und Sie werden die nämliche Wahrheit von allen ausgesprochen finden. Hesiodus, der zur Zeit des Homerus lebte, stellt folgenden Satz auf: „Was mehrere Völker bezeugen, kann nicht falsch seyn." *) Sophokles wird Ihnen sagen: „Der sich einbildet, allein Recht zu haben, dessen Verstand ist leer." Sextus Empirikus in seiner Auslegung der Lehre Heraklits wird Ihnen behaupten: „Der Prüfstein der Wahrheit ist die allgemeine, göttliche Vernunft; die Vernunft des einzelnen Menschen ist nur Theilnahme an jener; nur das ist wahr, was allgemein geglaubt ward." Aristoteles bekennet: „Der stärkste Beweis sei die allgemeine Uebereinstimmung." Epikur selbst lehrt: „Das muß nothwendig wahr seyn, worüber die Menschen übereinstimmen;"

*) Diese und die folgenden Stellen siehe im Kap. 28 des Versuches über die Gleichgültigkeit.

diesen Satz nimmt auch Cicero an, und führt ihn selbst mit Bewunderung an. Auch Seneca führt die allgemeine Uebereinstimmung als ein Kennzeichen der Wahrheit an. Ueberhaupt haben diesem Grundsatze Sokrates, Plato, Quintilian, die beiden Plinius, und alle alten Philosophen gehuldiget, denen alsdann die neuern sich angeschlossen haben, die ich Ihnen nicht anführen will, indem sie vollkommen eines Sinnes mit den Obigen sind.

„Doch ich begnüge mich nicht allein mit diesen Authoritäten; ich will Ihnen noch zeigen, welche Verwirrung in den Wissenschaften sowohl, als selbst in der Gesellschaft entstehen würde, wenn man den Grund des Gemeinsinnes, oder der allgemeinen Vernunft nicht wollte gelten lassen.

„Ich sage in den Wissenschaften: es ist Ihnen bekannt, wie allen Wissenschaften gewisse einfache, von jedermann anerkannte, angenommene, und begreifliche Thatsachen zum Grunde liegen. Selbst die Mathematik, die doch die Gewißheit zu einem hohen Grade steigert, beruhet bei ihrer letzten Zergliederung auf dem Gemeinsinn. D'Alambert hat es anerkannt; „Die mathematischen Lehrsätze, sagt er, wenn man sie ohne Vorurtheil betrachtet, lassen sich auf eine kleine Anzahl ursprünglicher Wahrheiten zusammenziehen 1).“ Und noch an einem andern Orte: „es wäre ein tolles Unternehmen, wenn man (in den Anfangsgründen der

1) Disc. prél. de l'Encycl.

Geometrie) die eingebildeten Größen im strengen Sinne nehmen wollte; wir müssen uns die Ausdehnung auf eine Weise vorstellen, wie sie alle Menschen begreifen 1)." Aus diesem geht deutlich hervor, daß man in der Mathematik, wie in allen andern Dingen, vor Allem die Authorität des Gemeinsinnes anerkennen, und von bekannten und eingestandenen Grundsätzen ausgehen müsse. Das nämliche Verhältniß hat es mit der Rechtslehre. Alle Gesetzgeber kommen darin überein, die natürliche Billigkeit sey der Grund, die Richtschnur, der Ausleger und der Ergänzer der Gesetze. Und was ist denn die natürliche Billigkeit anderes, als der allgemeine Begriff aller Menschen von dem, was gerecht oder ungerecht ist. Das nämliche gilt von der Arzneikunst; unter den verschiedenen Systemen, die Einige behaupten, Andere hingegen verwerfen, gibt es nichts unwidersprechlich Gewisses, als jene Entdeckungen und Beobachtungen, die von Allen eingestanden werden, das ist: was vom Gemeinsinn unterstützt ist.

Nun muß ich Ihnen nur noch beweisen, wie der Gemeinsinn die nämliche Authorität auch im gemeinen Leben habe, und es soll mich gar keine Mühe kosten, Sie ebenfalls über diesen Punkt handgreiflich zu überzeugen. Zum Beispiel: warum sagen Sie, wenn ich einen Zero rechts nach einer Ziffer setze, verzehnfache er diese Ziffer?

---

1) Encycl. art. Géométrie.

Bloß darum, weil die ganze Welt auf diese Art gerechnet habe und noch rechne: denn man hätte Anfangs auch ein anderes Zeichen wählen können, das das nämliche bewirkt hätte. Verändern Sie dieses Zeichen, und Andere sollen es auch, Jeder nach seiner Idee, und sehen Sie, was für eine schöne Verwirrung herauskommen werde. Was haben Sie für eine Ursache, ein Messer Messer und nicht Flasche, und eine Flasche nicht Messer zu nennen? — Keine andere, als: Sic voluere patres, die Alten haben es so gewollt. Versuchen Sie es einmal, diese Ausdrücke zu ändern; und Andere sollen das Nämliche, ein Jeder nach seinem Kopfe, thun; so werden Sie die Babylonische Verwirrung wieder entstehen sehen, wo es unmöglich ist, einander zu verstehen. Warum gehen Sie gegen Norden, wenn Sie nach Schweden, — und gegen Mittag, wenn Sie nach Italien reisen wollen? Weil Ihnen die ganze Welt sagt: Schweden liege gegen Norden, und Italien gegen Mittag. Die Münze hat nur jenen Werth, den ihr die Menschen eigenmächtig beilegen; aber warum nehmen Sie ein Fünffrankenstück nicht für zwanzig Franken, und eins von zwanzig Franken nicht für fünfe? Nicht wahr, weil dieses der Werth ist, den ihr die ganze Welt beilegt? Wollte ihr ein Jeder einen andern Werth geben, so wäre jeder Verkehr unmöglich.

„Also sehen Sie jetzt, mein Herr! wie ich unter der allgemeinen Vernunft des Men-

schengeschlechtes oder unter dem Gemeinsinn nichts anderes verstehe, als die allgemeine Meinung aller Menschen, die über alles entscheidet, sowohl im gemeinen Leben, als auch in den Künsten und Wissenschaften, und in Allem, was in die Sinne fällt und unsern Geist beschäftiget; und falls Sie recht nachdenken, werden Sie finden, es könne gar nicht anderst seyn. Denn wie Plinius der jüngere sehr scharfsichtig bemerkt: „Es ist zuversichtlicher, Allen, als nur einem einzigen Menschen zu glauben. Ein Mensch kann sich betrügen und betrogen werden; aber noch niemals hat Einer Alle betrogen, oder ist von Allen betrogen worden.“ *) Wenden Sie nun diese Regel auf die christliche Religion an, von der ich Ihnen bewiesen habe, daß sie die Zustimmung von allen Jahrhunderten, von allen Menschen und zu allen Zeiten habe, und sagen Sie mir, ob Sie Ihre Wahrheit noch ferner bezweifeln könnten? Der Gottlose, der sie noch lästern könnte, müßte zu sich selber sagen: „Die ganze Welt, seitdem sie existirt, hat sich betrogen und betrügt sich noch; ich bin der Einzige, der die Wahrheit einsieht.“ Mein Herr! ich lasse Ihnen das Urtheil selbst über, ob ein solcher Hochmuth nicht an Narrheit gränze, und ob derjenige, der sich diesen Hochmuth zu Schulden kommen läßt, unser Zutrauen, oder nicht vielmehr das Irrenhaus, verdiene.

---

1) Pline, in pan. Trajan. c. 57.

Mein Freund! dieses ist ungefähr das Wesentliche der Unterredung, die ich mit meinem Pfarrer hatte. Seither habe ich ihn noch zweimal gesehen, und ihm noch einige Fragen gesetzt, die er mir eben so bündig beantwortete. Auch dieses würde ich dir melden, wenn der Brief nicht ohnehin zu lang wäre; aber es kann nächstens geschehen.

Einundzwanzigster Brief.

Alphons v. Mirecourt an Forlis.

Surville, den 23. November 1827.

Ich bedaure mit dir, lieber Freund! das traurige Ende des armen Boisemont, und nur mit Schauder denke ich an das Gericht, das er vor Gott zu bestehen hatte. Freilich liegt auf seiner Mutter eine große Schuld, aber nicht minder liegt sie auch auf ihm, indem er in der Religion unterrichtet, sie gekannt, geliebt, und dennoch verläugnet hat. Er hat die Liebe zu seinem Gott aufgegeben, um den Weltfreuden nachzujagen, und nach einigen kurzen Augenblicken eines bewegten Lebens hatte er keine Stütze mehr, das Elend und die Schande, der er unterlag, zu ertragen; und darum endete er mit dem entsetzlichen Selbstmord, der ihn nicht nur von den Uebeln dieser Erde nicht befreite, sondern ihn noch in weit größere, die ganze Ewigkeit hindurch, stürzte, ohne Hoffnung einer Linderung. Wir wollen ihn bedauern, mein Freund! aber auch aus seinem Falle

eine nützliche Lehre ziehen. Wir haben unsern Gott vergessen, wie er; wie er, haben wir uns seine Rache zugezogen. Er und so viele Andere, die zwar nicht eines so schrecklichen Todes starben, wurden in der Blüthe ihrer Jahre von dieser Welt abgefordert; auch wir hätten durch einen unvorgesehenen Zufall unser Leben einbüßen können; aber wir leben noch! noch ist uns die Stunde der Reue und der Besserung zugemessen. Wir wollen von dieser Stunde Nutzen ziehen, und nicht durch Mißachtung dieser Gnade Gottes seine Rache noch mehr aufreizen, die er über uns verhängen dürfte.

Du könntest vielleicht nach der Sprache, die ich da führe, glauben, wie weit ich schon im Guten vorgerückt wäre; allein, mein Freund! wie schwach sind wir noch, das Gute zu ergreifen, und wie mächtig beherrscht uns der Reiz zum Bösen! O, wie leichtsinnig ist der Mensch, der dem Laster den Zugang in sein Herz gestattet, im Wahne, er sey noch immer mächtig genug, sein Betragen zu verbessern und seine Verirrungen wieder gut zu machen! Es ist dieses, wie wenn man trockenes Stroh anzündet, wo das Feuer nicht auslischt, bis alles verzehrt ist. Im Augenblicke, wo ich dir dieses schreibe; wo alle Zweifel über die Wahrheit der Religion in meinem Geiste getilgt; wo alle meine Vorurtheile gegen sie gehoben sind; wo mein Onkel, den ich verehre, unaufhörlich in mich dringt, mich in ihre Arme zu werfen: sieh', da stehe ich unschlüßig, wanke, und zaudere: Wie

wird es auch jenen ergehen, die jene mächtigen Hilfsmittel nicht haben, wie ich sie hier gefunden habe? Und dennoch ist dieses jetzt meine Lage. Ich wanke unaufhörlich zwischen dem Guten, das ich gern thun möchte, und zwischen dem Bösen, dem zu entsagen ich die Kraft nicht habe; ich fühle einen immerwährenden Kampf, und stehe unentschlossen zwischen meinen Leidenschaften und meiner Vernunft. Bisher habe ich mich beflissen, Vorwände auszufinden, um das Zögern meines Entschlusses vor mir selbst zu entschuldigen, den ich zum Theil wünsche und zum Theil ihn zu fassen fürchte. Die letzten Ausflüch'te, die mir meine Einbildungskraft lieferte, widerlegte mir mein Onkel sehr genügend; er ist ungehalten über meine Unentschlossenheit und über mein Zurückhalten; ich widerstehe selbst meiner Vernunft, die mich verdammt. Von einer Seite sehe ich die ganze Ewigkeit vor mir, mit allen ihren unaussprechlichen Freuden oder unnennbaren Peinen, je nachdem ich mich entschließe: von der andern Seite sehe ich nichts, als elende, kurze nnd betrügliche Weltfreuden, die ich schon so oft verflucht habe; und dennoch hat mein Herz nicht Kraft genug, sich davon loszureissen, um sich zur Eroberung jenes glorreichen Looses hinzugeben, das es so sehr wünscht und so leicht erringen könnte.

Ich zweifle nicht, Forlis! du werdest den nämlichen Kampf zu bestehen haben. Die lehrreiche Unterredung mit deinem Pfarrer wird ohne

Zweifel deiner Ueberzeugung das letzte Siegel aufgedrückt haben; du wirst, wie es mir ebenfalls ergeht, noch jene Zögerungen zu überwinden haben, die den Menschen jederzeit hemmen, ehe er einen großen Entschluß fasset. Unterdessen glaube ich, du werdest die letzte Erörterung, die ich mit meinem Onkel hatte, mit Theilnahme lesen. Ich wünsche, daß sie deinen Entschluß beschleunige; sollte dieser aber in deinem Geiste noch nicht zu dieser Reife gediehen sein, so wirst du wenigstens einen Grund mehr darin finden, deinen Entschluß nicht weiter hinauszuschieben; und in dieser Absicht sende ich dir das Wesentlichste davon.

Mein Onkel drang täglich mehr und mehr in mich, ich sollte meinen Unglauben abschwören und fürderhin ein wahres christliches Leben führen. Ich hatte ihm nur noch eine einzige Einwendung entgegenzusetzen; sie war mein letztes Schutzmittel; und ich sparte es für den Augenblick, wo alle meine übrigen Gegengründe erschöpft wären; es sollte mich noch einigermaßen beruhigen über alle Niederlagen, die ich bisher erlitten hatte. Vor einigen Tagen war ich gezwungen, Gebrauch davon zu machen. Mein Onkel setzte mir eben wieder zu, und ich vertheidigte mich mit der Schwierigkeit, die ich hätte, Geheimnisse zu glauben, die ich nicht begreifen könnte. „Es hat doch, antwortete er, mit den Geheimnissen die nämliche Bewandtniß, wie mit dem, was wir täglich in den Wirkungen der Natur wahrnehmen. Wissen wir

denn, wie das Leben in uns gekommen sey? Kennen wir die Schnellkraft, die dieses Leben unterhält? Wissen wir, wie unsere Speisen sich in Lebenssaft, in Blut und Nahrung verwandeln? wie alle unsere Glieder dem Willen so schnell gehorsamen? Und da wir alle diese Dinge nicht begreifen können, sind wir darum berechtiget, selbe nicht zu glauben? Wäre es nicht blinder Wahnsinn, das Unendliche begreifen zu wollen, da unser schwacher Verstand schon vor einem Sandkorn stille steht? Sie wissen, mein Freund! wie wir nur durch eine Analogie zu einem Begriffe gelangen, und wie uns Alles nothwendig unbegreiflich ist, wozu wir keinen Gegenstand finden, mit dem wir es vergleichen können. Nun möchte ich Sie fragen, mit was Sie die Eigenschaften Gottes vergleichen wollten? und da Sie dieses nicht können, und dennoch einen Gott glauben, sind Sie ja gezwungen, zu bekennen, daß Sie ein Geheimniß glauben.

— Wenigstens, entgegnete ich, sollten diese Geheimnisse doch nicht gegen meine Vernunft streiten. Ich habe mir diese Vernunft nicht selbst gegeben; sie ist mir zugetheilt worden, damit ich mit derselben das Gute vom Bösen und das Wahre vom Falschen unterscheide.

— Bevor Sie mit Ihrer Vernunft auftreten und Ihre Rechte in Anspruch nehmen wollen, frage ich Sie, mein Freund! haben Sie denn schon Ihren Werth richtig abgewogen, um zu

wissen, was sie in sich selber sey? Der Deist erhebt die Vernunft bis über die Wolken, der Atheist hingegen drückt sie bis unter den Instinkt der Thiere herab; und beide haben Unrecht: der erste betrachtet die Vernunft, wie sie sich wirklich in einem Menschen befindet, der, mit den glücklichsten Geistesgaben ausgerüstet, durch langes Studium sich zu den höchsten Begriffen empor geschwungen hat: der andere betrachtet sie in einem wilden Menschen, dem alle Erziehung mangelt; allein zwischen diesen Extremen giebt es eine große Stufenleiter. Die Vernunft des Philosophen ist nicht jene des Handwerksmannes; das Alter, der Rang, das Vermögen, die Gesundheit, das Geschlecht, das Klima, die Erziehung und tausend andere Ursachen üben nothwendig einen großen Einfluß über die Vernunft aus; und Sie wollten sie in einer so wichtigen Sache zur Richterin aufstellen; sie, die durch so viele Ursachen vermehrt, vermindert, verderbt und auf so verschiedene Weise verunstaltet werden kann! Ueberlegen Sie doch, wie Sie da eine, nothwendig in's Unendliche veränderliche Regel aufstellen, für eine Sache die nothwendig unveränderlich seyn muß. Ihr Ansinnen würde Sie gerade dahin führen, daß Sie die ungeheuersten Irrthümer der Vielgötterei, des Götzendienstes, der unsinnigsten und barbarischen Kulte, die die Einbildungskraft der Menschen ersonnen hat, rechtfertigen müßten. Die Völker,

die ihre Götter durch Unzucht, durch Mord und tausend ähnliche Scheusale zu ehren geglaubt haben und noch glauben, haben sich niemals eingebildet und bilden sich noch nicht ein, daß ihr Gottesdienst der Vernunft entgegen sey.

Wollen Sie, um die Rechte dieser Vernunft würdigen zu können, daß ich Ihnen sage, was denn eigentlich diese Vernunft, für die Sie so hohe Ansprüche machen, in sich selbst sey? — Hören Sie: sie ist die Fähigkeit, Belehrung aufzunehmen, und die vorgetragene Wahrheit einzusehen; aber wenn Sie ihr die Macht zuschreiben wollten, uns, aus sich selber, ohne andere Beihilfe alle Wahrheit zu entdecken; müßten Sie nothwendig sie als unfehlbar anerkennen; und welcher Mensch hat sich je angemaßt, oder darf sich anmaßen, seine Begriffe und Urtheile als unfehlbar zu verkünden?

„Diese Definition stimmt Sie vielleicht ein wenig zu tief herab? Allein bevor Sie mir selbe abstreiten wollten, müßten Sie mir zum wenigsten auch nur eine einzige, moralische Wahrheit aufweisen, die wir der Entdeckung eines Menschen zu verdanken hätten. Wäre es möglich gewesen, gewiß hätten es die Philosophen, die schon seit einigen tausend Jahren schreiben und vernünftige und unvernünftige Dinge daher sagen, seither gethan: da sie es nicht gethan, ist es eben ein Beweis, daß es augenscheinlich die Gränzen ihrer Einsichten überschreitet.

Da demnach, wie es Niemand läugnen kann, die menschliche Vernunft Wahrheiten, die ihr beigebracht werden, zwar würdigen kann, aber keine aus eigener Kraft zu erfinden vermag: warum will sie sich denn sträuben, wenigstens wie sie vorgiebt, Geheimnisse zu glauben, deren Daseyn ihr geoffenbaret, wovon aber die Erklärung ihr verweigert ist? Auf das Zeugniß der Sinne nimmt sie die Geheimnisse der Natur an; warum sollte sie denn auf das Zeugniß Gottes die Geheimnisse der Religion nicht annehmen?

— Die ersteren, sagte ich ihm, sind der Vernunft nicht anstößig, indem sie keine widersprechende Begriffe enthalten; wohl aber die zweiten.

— Sagen Sie vielmehr, antwortete er, sie seyen dem Stolze der Vernunft anstößig, nicht aber der Vernunft, als solcher, wie es ein scharfsinniger Schriftsteller bemerkt:

„Die Schöpfung ist dem Atheisten anstößig; dem Theisten nicht, der einen Gott Schöpfer anerkennt.“

„Den Lehrsatz der götklichen Vorsehung findet der Theist anstößig; indem er sich einbildet, Gott sey zu erhaben, als daß er sich mit dieser Welt abgebe: Dem Deisten hingegen ist es gar nicht anstößig, daß Gott die Welt, die er schuf, durch seine Vorsehung auch leite.“

„Den Lehrsatz einer göttlichen Offenbarung hält der Deist für anstößig, indem er glaubt, sie

zernichte die Vernunft: Dem Juden ist sie nicht anstößig."

„Der Lehrsatz der reellen Gegenwart empört den Calviner, den Lutheraner nicht."

„Die Transsubstantiation ist dem Lutheraner anstößig, dem Katholiken nicht."

„Nun erhellet aus dem Widerstreit dieser Begriffe, daß sich kein Widerspruch beweisen lasse; denn da alle Menschen Vernunft haben, müßte doch gewiß dem größten Theile dieser Widerspruch auffallen" 1).

„Ein anderer Autor fragt sich selbst, warum doch die Unglaubigen in den Geheimnissen einen Widerspruch finden? Deßwegen, sagt er, weil sie selbe mit Gegenständen vergleichen, mit denen sie nicht verglichen werden dürfen. Macht man sich von der göttlichen Natur und Persönlichkeit den nämlichen Begriff, wie von der Natur und Person eines Menschen, wird man einen Widerspruch finden und sagen: warum sollen drei göttliche Personen nicht eben so gut drei Götter ausmachen, wie drei menschliche Personen drei Menschen sind? Auch wird man noch schließen: in Christus sind zwei Naturen, also auch zwei Personen. Allein eine Vergleichung zwischen einer unendlichen, und einer begränzten Natur ist offenbar fehlerhaft. Vergleichen wir die Art, wie der Leib Jesu Christi in der Eucharistie gegenwärtig

---

1) Dom Jamin Pensées theol. c. 12.

ist, mit der Art, wie andere Leiber gegenwärtig sind, so scheint es uns, der Leib Christi könne nicht in mehreren Orten zugleich gegenwärtig seyn; oder auch, er könne nicht unter den sinnlichen Eigenschaften des Brodes und Weines da seyn, ohne daß ebenfalls Brod und Wein da seyen. Aber wir wissen ja nicht, worin die Wesenheit der Leiber bestehe, wenn sie von den, in die Sinne fallenden Eigenschaften entkleidet sind; und daher ist es immer gefehlt, wenn wir den sakramentalischen Leib Jesu Christi mit anderen Leibern vergleichen" 2).

— Aber alle falschen Religionen haben auch ihre Geheimnisse, und gerade dieses wirft einen Schatten auf die unsrigen.

— Diese Gleichförmigkeit höre ich mit Vergnügen; denn eben sie beweiset, daß die Menschen jederzeit eingestanden haben, sie seyen nicht fähig, die geheimen Rathschlüsse Gottes einzusehen; und ich finde darin gegen die Ungläubigen noch einen Beweis mehr, ohne einen Nachtheil für unsere Geheimnisse zu befürchten, die sowohl in Ansehung ihres Gegenstandes, als auch ihrer Folgen nicht die geringste Gleichförmigkeit mit den Geheimnissen anderer Religionen haben: denn diese sind schändlich, ärgerlich, verderben die Sitten und entwürdigen den Menschen: die unsrigen hingegen reinigen die Sitten der Völker, die sich zu diesen Geheim-

---

1) Bergier. Dict. Theol. art. Myst.

nissen bekennen; und auf diesen Geheimnissen beruhet die Religion, die Tugenden hervorbrachte, die bisher unbekannt waren.

— Unterdessen muß man doch auch bekennen, daß sie oft auch Zänkereien, und sogar blutige Kriege, erweckt haben. Die Katholiken, die ihre Religion für die allein-wahrgläubige halten, vom falschen Eifer getrieben, glaubten, es sey ihnen alles gegen diejenigen erlaubt, die nicht ihres Glaubens sind.

— Mein Freund! erwiederte mein Onkel, merken Sie denn nicht, daß Sie eben da meinen Satz vertheidigen, wo Sie ihn angreifen wollen, und daß Sie auf den Einwurf, den Sie machen, selbst die gediegendste Antwort geben, die gegeben werden kann? Wenn es ein falscher Eifer war, der die Katholiken verleitet haben soll, Ausschweifungen zu begehen, die Sie mißbilligen; so war es ja, eben darum, nicht die Religion, und der Glaube an die Geheimnisse, die sie dazu verleiteten; diese Ausschweifungen müssen sonach einzig auf die Rechnung der Unwissenheit, des Fanatismus und Aberglaubens geschrieben werden, die so gern das menschliche Herz beschleichen; aber sie sind keineswegs besondere Charakterzüge der christlichen Religion selber. Sie werden das nämliche bei den Völkern anderer Religionen ebenfalls antreffen. Haben die Egyptier nicht für ihre geheiligten Thiere gekämpft? Haben die Perser nicht aus Eifer für ihre Verehrung des Feuers die Tempel

der Griechen verbrannt! Wie oft hat man die Tartaren auf dem Schlachtfelde erblickt, um die Unbild zu rächen, die ihrem Götzenbilde angethan wurde? Haben die Mexikaner nicht geflißentlich Kriege unternommen, um menschliche Schlachtopfer zu erobern, die sie in ihren Tempeln abschlachten konnten? Die christliche Religion begünstiget dergleichen Ausschweifungen so wenig, daß sie selbe vielmehr allenthalben, wo sie solche antraf, vertilgte. Haben einige ihrer Gläubigen vorübergehend und selten derlei Unfugen erneuern wollen, so handelten sie gegen den Geist ihrer Religion; denn wir finden ja beinahe auf jedem Blatte des Evangeliums, der Glaube nütze nichts, wenn die Ausübung der Tugenden mangelt; und unter allen Geboten des Evangeliums ist es eben, nach der Liebe Gottes, die Liebe des Nächsten, auf welche es hauptsächlich dringt.

— Aber wozu dienen auch die Geheimnisse? Ich sehe keinen Vortheil, den der Christ daraus ziehen könne; die Religion würde in einem viel hellern Glanze dastehen, wenn die Geheimnisse nicht ihr Dunkel hineinlegen würden.

— Durch diese Rede, mein Freund! verrathen Sie wohl, wie wenig Sie bisher ihrer Religion nachgedacht haben; denn die Geheimnisse, die Sie ihr als unnütz vorwerfen, sind uns nicht nur als bloße spekulative Lehrsätze des Glaubens gegeben; sondern als Gegenstände der Bewunderung, der Liebe und des Dankes. Ueberlegen Sie nur je-

nes der heiligen Dreienigkeit, worauf das ganze Gebäude unserer Religion beruhet; Sie werden erkennen, welche große, erhabene, gemüthliche und trostreiche Ideen es in uns erwecket, wie es unsere Seele erhebet und rühret. „Gott ewig, in sich selber glücklich, schuf die Welt durch sein Wort, und erhält, und leitet sie durch dasselbe. Das göttliche Wort, Einer Wesenheit mit dem Vater, würdigte sich Mensch zu werden, sich mit unserm Fleische, und mit unsern Schwachheiten zu bekleiden, unter uns zu wohnen, und unser Lehrer und Vorbild zu seyn; für uns gab es sich dem Tode hin, und theilt sich uns noch immer mit unter der Form einer Speise, um uns mit sich desto inniger zu einigen. Der heilige Geist, die wesentliche Liebe des Vaters und des Sohnes, sprach vorher zu den Menschen durch die Propheten; dann wurde Er zu uns gesendet, uns zu erleuchten; in den Sakramenten wird er uns zugetheilt, wirket in uns durch seine Gnade, und führet den Vorsitz beim Lehramt der Kirche“ 1). Sind dieses, mein Freund! nicht große Gedanken, fähig, unsere Frömmigkeit zu unterhalten und immer mehr zu bestärken? „So erhaben Gott ist, beschäftiget er sich dennoch in seiner Ewigkeit mit uns; er eignet uns, so zu sagen, sein ganzes Wesen an: Gott liebt den Menschen, obschon er schwach und sündhaft ist; und da seine Güte gegen uns gränzenlos ist, können wir urtheilen,

1) Bergier. Dict. art. Mystéres.

wie groß die Seligkeit seyn müsse, die er uns zubereitet hat. Wenn eine solche Lehre heilige Menschen hervorgebracht hat, ist es sich nun nicht mehr zu verwundern 2)."

„Ferner haben Sie gesagt, die Religion würde heller schimmern, falls die Geheimnisse keine Dunkelheiten hineintrügen. Allein haben Sie auch beachtet, wie Gott nicht mehr Gott wäre, wenn die Religion keine Geheimnisse hätte? denn wenn die Wesenheit Gottes und seine Werke die Fassungskraft unserer schwachen Vernunft nicht weit übersteigen würden, wäre er ja kein unendliches Wesen mehr. Wer würde ihn bewundern, wenn er so ganz leicht zu begreifen wäre? Die Religion würde bald in Verachtung fallen, wenn sie zu klar wäre; das nämliche würde sie nur zu bald treffen, das sie ehemals unter den Händen der Philosophen betroffen hat; Gott mußte sie in Geheimnisse einhüllen, um sie gegen die gottesräuberischen Angriffe der Philosophen sicher zu stellen."

— Ich bekannte meinem Onkel, wie ich auf seine Antworten, die ich sehr genügend fand, nichts zu erwiedern wüßte; allein noch immer regte sich in mir eine geheime Abneigung, Dinge zu glauben, die ich nicht begreiffen konnte. Ich sagte ihm: Sie haben mir von den Geheimnissen der Natur gesprochen; die ich, ohne sie zu begreifen, dennoch glaubte. Es ist wahr; aber wenigstens sehe

1) Idem ibid.

ich doch die Folgen davon; da ich im Gegentheile in den Geheimnissen der Religion gar nichts wahrnehme, was in mir den Glauben fordern könnte.

— Lebhaft erwiederte mir mein Onkel: Alphons! ich glaube, Sie überlegen nicht, was Sie mir da sagen; hat denn das Wort Gottes, das uns selbe geoffenbaret hat, kein Gewicht bei Ihnen? Wollen Sie Gott einer Lüge bezüchtigen, da er nur einen kleinen Theil des Schleiers unseren schwachen Augen aufdecket, in welchem seine unendliche Majestät eingehüllet ist? „Mein Freund! die christliche Religion hat zwei Seiten, die eine ist hellleuchtend, die andere ist dunkel. Betrachten wir sie von Seite ihrer Beweise, so ist sie hellleuchtend, daß zu ihrer vollständigen Gewißheit nichts mangelt; sie zeiget Wunder auf, die öffentlich gewirket wurden, und die ihre Feinde eben so gut anerkennen müssen, als ihre Freunde; sie weiset Vorsagungen auf, die pünktlich in Erfüllung gegangen sind; diejenigen, so die Religion verkündeten, haben Hindernisse besieget, die der menschlichen Klugheit unübersteiglich schienen; selbst unter den Schrecknissen des Todes ist sie groß gewachsen: mit einem Worte, alles gewährleistet ihre göttliche Herkunft. Betrachtet man sie hingegen von Seiten ihrer Lehre, so öffnet sich da ein tiefer Abgrund; es erscheinen unbegreifliche Geheimnisse, und selbst Dunkelheiten. Aber diese zwei Seiten sind innigst miteinander verbunden; die Dunkelheit der einen Seite erhält von dem

hellleuchtenden Schimmer der andern ihre würdige Achtung“ 1).

Nun Forlis! ist die Sache abgethan. Ich muß Christ seyn; oder ich wäre der inkonsequenteste und zugleich der strafwürdigste aller Menschen. Ich habe weder Einwendungen mehr, noch Zweifel! noch Vorwände, oder Gründe der Zögerung; mein Onkel hat mit seinen Erklärungen und durch die Bücher, die er mir in die Hand gab, Allem vorgebauet. Ich muß nun die Welt, die ich so sehr liebte, verlassen; den Freuden, die mich so sehr bezauberten, entsagen, und die Gewohnheiten aufgeben, die mir so tief im Herzen lagen! O! wie wenig habe ich meine eigene Schwachheit gekannt, als ich noch vor einigen Monaten an Boisemont schrieb: ich werde zuversichtlich alle Opfer bringen, falls ich es nothwendig finde! Jetzt ist der Augenblick angekommen, meine Vernunft ist vollkommen überwiesen; meinem Geiste mangelt zur vollständigen Ueberzeugung nichts mehr; ich finde gar keine Ausflucht mehr gegen die Nothwendigkeit, die Pfade zu verlassen, die ich bisher betrat: und dennoch schaudere ich zurück, stehe unentschlossen, zaudere, zähle die Tage, wo mir noch eine Hoffnung leuchten könnte, und frage mich selbst, was mich wohl drängen sollte, einen Entschluß, der mich so viel kostet, so schnell auszuführen! O wie gefährlich sind die Freuden dieser Welt! Wie wünschte ich,

1) Dom Jamin Pensées theol. ch. 12.

sie niemals gekannt zu haben! Mein Onkel, dem ich alle meine Gedanken entdecke, ist meine Stütze in diesem Kampfe; er richtet mich auf mit der Hoffnung, die Gnade Gottes werde endlich doch noch mein Herz besiegen. Gott gebe, daß es bald geschehe, denn mein Zustand ist so gespannt, daß ich es nicht länger aushalten könnte.

Zweiundzwanzigster Brief.

Forlis an Alphons von Mirecourt.

Marville, den 29. Nov. 1827.

Mein Freund! entweder ist mein Pfarrer stärker, als dein Onkel; oder ich bin stärker, als du; nur eines von beiden kann seyn: du möchtest dich bekehren, stehest aber noch an; ich hingegen habe meinen Entschluß schon gefaßt. Nur eine Gnade habe ich mir bei meinem Pfarrer für diesen Winter noch ausbedungen; ich versprach ihm, im Frühling wieder zu kommen, mich seiner Leitung zu überlassen, und mein Leben nach seiner Lehre einzurichten. Freilich, muß ich gestehen, war er mit meinem Entschlusse gar nicht einverstanden; er wollte mich mit der Möglichkeit einer Aenderung meiner Gesinnungen schrecken, wenn ich mich wieder jenen Vergnügungen überließe, denen ich so ungern entsagte, und von denen ich jetzt entfernt wäre: allein ich kenne mich, ich habe Charakter, und weiß meinen Entschluß auszuführen, den ich

rühmlich und nothwendig finde. Selbst mit der Ungewißheit des Lebens drohte er mir und sagte: wer kann Ihnen gutstehen, daß Sie den Frühling erleben? Haben Sie nicht Beispiele genug von Leuten, die eines unvorgesehenen und schnellen Todes gestorben sind? Wenn Ihnen ein solches Unglück vorbehalten wäre, was würde aus Ihnen, was würde aus Ihrer Seele werden? Denken Sie nach, mein Herr! Sie spielen da in das Ungefähr um eine Ewigkeit.“ Es ist wahr, diese Bedenklichkeiten haben etwas Schreckendes: allein ich habe erst fünfundzwanzig Jahre, und bin vollkommen gesund; auch habe ich keine widrigen Ereignisse zu fürchten; es müßte ein außerordentlicher Zufall seyn, wenn ich den Frühling nicht erleben sollte; und dann ist meine Bekehrung auf den Frühling festgesetzt.

Der Pfarrer versuchte noch eine andere Bedenklichkeit, die ihm aber eben so wenig glückte: Wie, mein Herr! sagte er, Sie weisen die Gnade Gottes von sich, die Ihnen heut zuvorkommt, die zu Ihrem Herzen spricht, und Sie einladet, zu Gott zurückzukehren; und Sie verschieben es, um ein anderesmal von dieser Gnade Gebrauch zu machen: wer kann Sie versichern, Gott werde nicht zörnen über einen Aufschub, der zur Absicht hat, ihn noch ferner zu beleidigen? Sie glauben also, eine Bekehrung mache sich, wie ein anderer Vertrag, oder wie man eine Lustpartei, oder ein anderes Geschäft ordnet? Da betrügen

Sie sich, mein Herr! Zu einer wahren Bekehrung ist es nicht genug, daß man einen Gott anerkenne, und zu gewissen Stunden die Rede an ihn wende: es braucht da innnerliche Rührungen, die Gott allein bewirken und ertheilen kann; die Er aber nur ertheilt, wenn der Mensch mit Zubereitung sie empfängt; urtheilen Sie jetzt selber, ob Ihre gegenwärtige Stimmung verdiene, daß er Ihnen eine so kostbare Gnade später wieder ertheile." Diese Bemerkung schien mir so richtig, daß ich nicht recht wußte, was ich darauf antworten sollte. Aber mein Entschluß war gefaßt, und ich wollte daran nichts mehr ändern. Da er meine Entschlossenheit bemerkte, sagte er zuletzt noch: „Nun, mein Herr! so verreisen Sie dann, aber ich bitte Sie im Namen Ihres eigenen wichtigsten Interesses, versprechen Sie mir, alle Morgen dieses kurze Gebet zu verrichten: „Lieber Gott! ich erkenne, daß du unendlich gut und meiner ganzen Liebe würdig seyest; aber nimm es nicht übel auf, wenn ich fortfahre, dich so lange zu beleidigen, als es mir gefällig ist, und wenn ich erst dann anfange, dich zu lieben, wenn es mir schicklich dient."

Dieser Spott machte mich schamroth, und hätte er noch länger fortfahren können, auf diese Weise in mich zu dringen, so weiß ich nicht, wie weit es mit mir gekommen wäre, vielleicht hätte er wirklich schon meine Entschlossenheit besieget. Allein wir wurden unterbrochen, und da ich allein

war, beschäftigte mich wieder der Gedanke an die Freuden, die ich diesen Winter zum letztenmale genießen werde.

Denke nach, mein Freund! über das, was ich thun werde; vielleicht findest du das nämliche auch für dich anwendbar. Wenigstens glaube ich, dieses sei doch gewiß besser, als deine Unentschlossenheit, die doch zuletzt auf nichts hinausläuft, oder dich gar noch verleiten könnte, einen Schritt zu thun, der dich doch später reuen könnte. Freilich hast du einen so hitzigen Charakter, daß du die Welt nicht mehr verlassen würdest, falls du dich ihr in die Arme werfen solltest. Deßwegen will ich dir auch in einer so heikeln Sache keinen Rath ertheilen; ich hingegen setze nichts aufs Spiel, denn ich bin sicher, das zu halten, was ich verspreche, und im Monat Mai komme ich unfehlbar zurück, meinen Entschluß auszuführen, den ich nur verschiebe, um ihn, ohne je eine Reue zu befürchten, desto gewisser ins Werk zu setzen.

Dreiundzwanzigster Brief.

Alphons von Mirecourt an Forlis.

Surville, den 2. Dez. 1827.

Auf eine solche Bekehrung, Forlis! wie du mir eine ankündest, war ich in der That nicht gefaßt. Dürfte man in einer so wichtigen Sache

lachen: so hätte ich wahrlich vom Herzen gelacht, theils über deinen so ganz außerordentlichen Entschluß, theils über den sehr natürlichen Einfall deines Pfarrers, womit er dir das Lächerliche und eben so Ungereimte deines Entschlusses hinzeichnete. Wie! du bist überzeugt von den Wahrheiten deiner Religion, und willst sie dennoch nicht ausüben? Du erkennest alles, was Gott für dich gethan, und zum Danke willst du fortfahren, ihn zu beleidigen? Du fürchtest seine Drohungen, und trotzest ihm! Du wünschest seine Belohnungen, und willst sie nicht verdienen! Wie fürchterlich ist diese Inkonsequenz, und um wie fürchterlicher dürften die Folgen davon seyn! Sage ja nicht, es geschehe nur auf eine kurze Zeit, und nachher könntest du dein Betragen schon wieder verbessern. Wenn du heute, wo dich Gott heimzusuchen würdiget, nicht Kraft genug hast, deinen Entschluß auszuführen, wie kannst du so unsinnig seyn, verzeihe mir den Ausdruck, zu glauben, du werdest ihn später ausführen, nachdem du Gott von dir dadurch entfernest, daß du dich aufs Neue in deine Ausschweifungen versenkest? Du wirst dir doch nicht einbilden, Gott stehe dir zu Befehle, und müsse warten, bis es dir gelegen sei, dich seinem Willen zu unterwerfen. Du bist ohnehin schon strafbar, und der ewigen Rache würdig; nun mahnet dich Gott selbst zur Reue auf, und bietet dir Vergebung deiner Fehltritte an, und du willst seine ganz unverdiente Güte verschmähen, von dir

stoßen, verachten! Fürchte, Gott möchte sich auf immer von dir entfernen, und alsdann.... O, mein Freund! ich darf es nicht denken. Da wäre dann keine Rückkehr mehr möglich, keine Hoffnung, keine Hilfe — die Hölle mit ihren ewigen Peinen würde dein unvermeidlicher Antheil seyn.

Aus dem Tone, in dem ich dir gegenwärtig schreibe, kannst du ersehen, wie ich endlich meine Schwankungen glücklich besieget habe. Ja, mein Freund! ich bin glücklicher als du, ich habe Muth gehabt, den Entschluß, wovon ich die Weisheit und Nothwendigkeit erkannte, auszuführen. Der Schritt ist gethan, ich habe meine Verirrungen abgeschworen und gebeichtet, ich habe meinem Gott versprochen, künftig nur für ihn zu leben, und ich hoffe von seiner Gnade die nothwendige Stärke, meinem Versprechen getreu zu bleiben. Schon sind jene Kämpfe, die so schwer auf mir lagen, verschwunden; ich fühle in meinem Innersten einen Frieden und ein Wohlsein, wovon ich mir vorher keinen Begriff machen konnte. Ohne Furcht sehe ich jetzt jene Entbehrungen an, von denen ich glaubte, sie würden mich so vieles kosten; der reiche Ersatz, den ich dagegen erhielt, ist ein Gewissen ohne Vorwürfe, eine Seele ohne Furcht, eine Zukunft ohne schwarze Wolke. Dürfte ich mir nicht selber zu einem Tausche Glück wünschen, wo ich nebst einem glücklichen Leben auf Erde, noch die Zuversicht einer ewigen Seligkeit gewann?

Im Namen dieser Seligkeit bitte ich dich, überlege noch einmal, welchen Gefahren du dich durch deinen unseligen Entschluß aussetzest; willst du denn gegen unsichere Freuden einiger Tage das Schicksal deiner unsterblichen Seele auf die Wagschaale setzen? Erinnere dich! für deine Seele giebt es keinen Mittelstand zwischen dem Paradiese und der Hölle, und ein einziger Augenblick kann dich dorthin oder dahin führen.

Vierundzwanzigster Brief.

Herr Caron, Pfarrer von Marville, an Alphons von Mirecourt.

Marville, den 5. Dez. 1827.

Herr Forlis konnte ihren Brief nicht selbst lesen. Gestern Abends, wo es schon sehr finster war, kam er in einem kleinen Fuhrwerke von einem seiner Freunde zurück, bei dem er vor seiner Abreise nach Paris Abschied nahm; da hatte er das Unglück, bei einem sehr tiefen Graben umzuwerfen; man brachte ihn voll von Quetschungen, halb todt nach Hause. Unterdessen versichert der Arzt, es sei keine gefährliche Wunde vorhanden; aber dennoch werde er wohl sechs Wochen das Bett hüten müssn. Sobald ich den Zufall vernahm, besuchte ich ihn, und fand ihn vollkommen seiner bewußt. Diesen Morgen besuchte ich

ihn wieder, wo er eben Ihren Brief erhielt; er bat mich, ihm selben vorzulesen; nach allen Anzeigen machte er einen sehr großen Eindruck auf ihn. Darauf ersuchte er mich, Ihnen zu schreiben, und Sie einzuladen, zu ihm zu kommen, und ihm in seiner gezwungenen Einsamkeit, zu der er verurtheilt ist, Gesellschaft zu leisten. In dem Zustande, worin er sich befindet, und nach den frommen Gesinnungen zu urtheilen, die Sie in Ihrem Briefe äußern, glaube ich, Sie können ihm eben den allerwichtigsten Dienst leisten; ich vereinige meine Bitte mit jener des Herrn Forlis, und hoffe, Sie werden selbe nicht verschmähen.

Schluß.

Hier endet der Briefwechsel zwischen zwei Freunden. Aus dem weitern Verfolge haben wir vernommen, wie Alphons von Mirecourt sich alsogleich bei Forlis einstellte, ihm mit größtem Nachdrucke die Gefahr schilderte, der er so eben entrann, ihn an den Finger Gottes erinnerte, der sich in dieser Begebenheit sichtbar zeigte, indem er ihn jetzt von jenen Freuden zurückhält, die sein Verderben nach sich gezogen hätten. Sein Zureden, vereint mit den Ermahnungen des Pfarrers, hatten endlich seine starre Kühnheit besiegt. Beide blieben ihren gefaßten Entschlüssen getreu. Alphons

heirathete die älteste Tochter Ponfrets; auch Forlis traf eine vortheilhafte Heirath. Mit Freuden üben sie nun die christlichen Pflichten, die ihnen ihre Vorurtheile so fürchterlich gezeichnet hatten; und noch täglich wünschen sie sich Glück zu jener Umänderung, die wirklich das Glück ihres Lebens ausmacht.

Coni. 5.10.24.26.34.41.59.66.108.141.162.167.205.234.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Boistel d'Exauvillez, Philippe Irénée,

Alphons von Mirecourt, oder: Beseitigung der Vorurtheile gegen die Religion

Luzern 1833

Polem. 939 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10773384-1